
P.o.gall.
2561
m

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld
für jeden Band täglich . . . — fl. 2. kr.

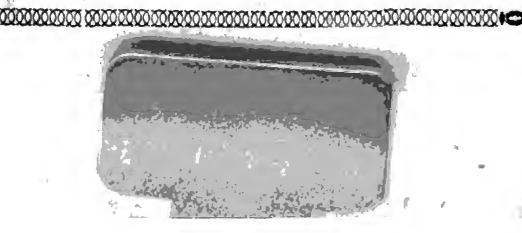
Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)



Ein sehr geplagter Mann.

Humoristischer Roman

von

Paul de Kock.

Uebersetzt

von

Dr. G. F. W. Rödiger.



Pest, Wien und Leipzig, 1854.
Hartleben's Verlags-Expedition.





I.

Auf der Treppe.

Eines Tages . . . nein, es war in der Nacht; wir wollen annehmen, es sey beim Aufgang der Morgenröthe gewesen . . . eines frühen Morgens also war in einem Hause der Vorstadt Saint-Martin, ganz nahe an der Barriere, eine ungewöhnliche Bewegung. Die Ursache dieser unzeitigen Störung war ein zwischen Jugend und Alter, aber dem letztern näher als dem erstern stehender Herr, der Treppe auf- und Treppe ablief, an den Thüren seiner Nachbarn läutete, in den Hof hinunter eilte, an der Thür des Hausmeisters ungestüm klopfte, kurz Alles aufbot, um die ganze Hausgenossenschaft zu wecken.

»Jetzt ist's richtig!« schrie er; »jetzt ist's wirklich wahr . . . das heißt, jetzt wird's endlich wahr . . . O, meine Gattin . . . achtzehn Jahre haben wir erwartet was Manchem schon im ersten Jahr bescheert wird; aber das Sprichwort sagt: besser spät als nie . . . Ob sie denn nicht erwachen? Was soll ich anfangen, wenn mir Niemand zu Hilfe kommt!«



Herr Tamponnet (so heißt der Störenfried) läuft von einer Thür zur andern und schreit und jammert. In seiner Verwirrung, in seiner Herzensfreude über das ihm bevorstehende Ereigniß nimmt er sich nicht die Zeit zu warten, bis seine Nachbarn aufgestanden sind und sich angekleidet haben; er eilt die Treppe hinauf oder hinunter, so daß Einige, als sie die Thür öffnen und Niemand finden, sich verdrießlich wieder zurückziehen und meinen, sie hätten geträumt, daß die Glocke gezogen werde.

Im fünften Stock jedoch thut sich eine Thür auf, bevor Herr Tamponnet Zeit hat sich zu entfernen. Hier wohnte nemlich ein alter Poet. Damals pflegten die Poeten in Dachstuben, oder wenigstens dem Dache sehr nahe zu wohnen; deshalb sagt auch Béranger:

> Wie wohnlich ist's im Stübchen unterm Dach,
> Wenn man kaum zwanzig Jahre zählt!

Aber der alte Poet, der das sechzigste Jahr bereits überschritten hatte und so mager war wie der Ritter von der traurigen Gestalt, schien sich in seinem Dachstübchen nicht sehr behaglich zu fühlen; er öffnete murrend die Thür. Seine dürre eingeschrumpfte Gestalt war in einen alten Mantel gehüllt, der einer wollenen Decke ganz ähnlich war und auch wahrscheinlich den Dienst derselben versah. Um den Kopf hatte er eine Serviette gewunden, die einen Turban ziemlich gut vorstellte, und dem alten Poeten das Aussehen eines Dattelnverkäufers gab.

»Was wollen Sie?« fragte er den Ruhestörer, der, in Ermanglung einer Klingel, an seine Thür geklopft hatte. »Warum kommen Sie so früh? Sie machen einen unerträglichen Lärm!«



»Ach! lieber Herr Museum, wenn Sie wüßten! Ich bin so seelenvergnügt . . . Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie die Thür aufgemacht haben . . . Ich weiß nicht, wie die Leute im Hause so schlafen können! Niemand antwortet mir, nicht einmal Dupont, der Hausmeister . . . Er sollte längst aufgestanden seyn, denn der Tag bricht schon an.«

»Wahrscheinlich hat er nicht immer auf dem Pfade der Tugend gewandelt.«

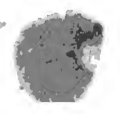
»Ich verstehe Sie nicht.«

»Das verlange ich auch nicht . . . Aber warum wecken Sie mich denn, Herr Nachbar? Ich kann eigentlich nicht sagen, daß Sie mich geweckt haben, ich war schon wach, denn ich besann mich eben auf die vierte Strophe des Gedichtes, das ich an den diesjährigen Musenalmanach einsende. Ich besinge darin den Tod des Pyramus und der Thisbe . . . Sie wissen doch, die beiden Liebenden, welche den Maulbeeren eine andere Farbe gegeben haben . . .«

»Nein, Herr Nachbar, ich weiß es nicht . . . Aber von Maulbeeren ist jetzt keine Rede, sondern von einer andern Frucht . . . Ach! lieber Herr Museum, nach achtzehnjähriger Ehe bin ich . . . Vater geworden, oder vielmehr: ich werde Vater.«

»So! ich gratulire. Aber mich dünkt doch, um mir das zu sagen, hätten Sie eine andere Zeit wählen können. Ich sehe nicht ein . . .«

»Sie sehen das nicht ein? Habe ich's Ihnen denn nicht gesagt? Es ist noch nicht so weit. Denken Sie sich meine Verlegenheit; meine theure Aldegunde hat vorgestern ihre Köchin fortgeschickt, weil sie ihr eine Brotsuppe ohne Brot gemacht hatte, und ich bin mit meiner Frau ganz allein.



Alle meine Vorstellungen blieben fruchtlos, es half nichts, daß ich zu ihr sagte: »Aldegunde, Du hast Unrecht; schicke deine Köchin nicht fort; wenn ihr auch die Suppen nicht immer gut gerathen, so macht sie doch einen ganz famosen Auflauf, . . . und das ist mein Lieblingsgericht. Man sagt freilich, daß heutzutage nur Grisetten Auflauf essen, aber das genirt mich nicht . . . Kurz und gut, ich bin allein mit meiner Frau. Ich kann nicht einmal eine Katze miauen hören, Sie können sich daher denken was ich ausstehe. Ich kann nicht fort. Lieber Herr Museum, wollen Sie so gütig seyn . . .«

»Schicken Sie doch den Hausmeister . . .«

»Er schläft ja und will nicht erwachen . . . Ich bitte Sie, Herr Museum, thun Sie mir den Gefallen; ich werde Ihnen ewig dankbar seyn, ich werde Sie als den zweiten Vater meines Kindes betrachten!«

»Nun, da Ihnen so sehr daran gelegen ist, so will ich mich ankleiden . . . Erwarten Sie mich unten; ich werde bald kommen«

Der alte Poet geht wieder in sein Stübchen. Tamponnet geht hinunter, und unterwegs zieht er noch einmal an allen Thürglocken, gerade wie die schalkhaften Gamins, die geräuschlos auf dem Treppengeländer hinunterrutschen.

Im zweiten Stock geht plötzlich eine Thür auf und eine mit einer Nachtjacke und drei Ueberröcken gepanzerte dicke Frau erscheint und schwingt mit drohender Geberde einen Besen.

Der Unwille der Nachbarin begann bereits in einem Strome von Schmähungen sich zu ergießen; aber als sie ihren Nachbar erkannte, hielt sie inne und ließ ihren Besen sinken. Einige Spinnengewebe, die an der furchtbaren Waffe



hängen geblieben waren, gaben ihr fast das Aussehen einer Fahne.

»Was!« sagte sie erstaunt, »Sie sind's, Herr Tamponnet?«

»Ja, liebe Nachbarin. Ich bitte Sie inständigst, kommen Sie zu meiner Frau. Ich bin allein mit ihr, ich weiß nicht wo mir der Kopf steht. Schlagen Sie mir's nicht ab; ich werde Sie als den zweiten Vater . . . oder vielmehr als die zweite Mutter meines Kindes betrachten . . .«

»Nun, ich muß Ihnen wohl den Willen thun, Herr Nachbar, obgleich ich noch gern schlafen möchte. Gemeiniglich schlummere ich bis neun Uhr; es ist höchstens fünf, es fehlen mir also vier Stunden, und ich bekomme die Migraine.«

»Morgen können Sie es ja wieder einbringen, Nachbarin; Sie können zwei Tage schlafen, wenn's Ihnen Vergnügen macht.«

»Ich will mich ankleiden, Herr Nachbar . . . Ich lege geschwind ein Corset an, und komme.«

»O, lassen Sie das Corset nur weg, Nachbarin. Sie sind sehr gut so. Ich beschwöre Sie, kommen Sie!«

»Ach! ich bitte Sie um Alles in der Welt, Tamponnet, sehen Sie mich nicht an, ich müßte erröthen . . . Ich habe mich nie ohne Corset vor einem Manne sehen lassen . . . Ich gehe hinein, und in fünf Minuten bin ich fertig . . . Sehen Sie mich nicht an, ich bitte Sie!«

Die dicke Nachbarin entfernt sich. Tamponnet sieht ihr mit einem pfiffigen Lächeln nach und sagt zu sich:

»Zweimal in einem Athem sagt sie: Sehen Sie mich nicht an! Sie will damit sagen: Sehen Sie mich an! aber ich bin nicht in Versuchung gekommen . . . sie ist zu

beleibt, zu ungraziös . . . und wenn sie geht, erinnert sie mich an Rumgallerte, die immer wuppert nnd sich rührt, wenn sie auch ganz ruhig auf dem Teller steht . . . Aber, mein Gott! wo habe ich denn meine Gedanken! Es ist himmelschreiend in einem solchen Momente, wo mir zum ersten Male die Vaterfreuden zu Theil werden sollen! Ich will doch sehen, ob der alte Dupont nicht aus dem Schlaf zu bringen ist.«

Tamponnet geht wieder in den Hof hinunter. Er klopft an das Fenster des Haushüters. Dupont, so nannte sich der Cerberus, steckt endlich den Kopf oder vielmehr seine spitze baumwollene Schlafmütze zum Fenster heraus und sagt gähnend:

»Ist Feuer im Hause? . . . Wo wollen Sie hin? . . . Es ist kein Mensch zu Hause . . . Alle ausgegangen.«

»Wachen Sie doch auf, Alter, Sie sind ja noch halb im Schlafe . . . Eine große Neuigkeit, Dupont, eine große Neuigkeit!«

»Siehe da, Herr Tamponnet, die Partei aus dem dritten Stocke! . . . Was gibt's denn, daß Sie einen Spectakel machen wie am Faschingdinstage?«

Tamponnet erklärt ihm mit wenigen Worten die Ursache dieser unzeitigen Störung und die Nothwendigkeit, schleunigst einen Arzt und eine Wärterin herbeizuholen.

»Gehen Sie, Dupont,« setzte er hinzu. »Wenn Sie sich beeilen, so bekommen Sie ein Glas Kirschwasser außer den zehn Groschen für Ihren Gang . . . Sie wissen ja, von dem alten Kirschwasser, das zwanzig Jahre auf Flaschen liegt.«

Der Hausmeister, der eine große Vorliebe für Kirschwasser hatte, kleidet sich schnell an und entfernt sich.

Es war ein Glück, daß Dupont ging; denn die dicke Nachbarin aus dem zweiten Stocke, welche den unglücklichen Gedanken hatte, sich beim Zuschnüren des Corsets auf ihr Bett zu setzen, sank auf das Kopfkissen nieder und schlief wieder ein, um die ihr noch fehlenden Ruhestunden zu benutzen. Eben so wenig war auf den Poeten Museum zu zählen; denn er war kaum wieder in sein Stübchen getreten, so fand er den ersten Vers der vierten Strophe seines Gedichtes auf Pyramus und Thisbe, und während er sich auf den zweiten Vers besann, vergaß er ganz, daß er dem Kinde seines Nachbars Tamponnet ein zweiter Vater seyn sollte.

II.

Die Namenswahl.

Ueber die erste Kindheit unsers Helden gehen wir hinweg. Unser Held ist nemlich der Sohn jenes Herrn, den wir bei Tagesanbruch auf der Treppe gesehen haben. Wir erwähnen nur, daß er den Namen Theophilus erhielt. Seine Mutter wollte ihn durchaus Ludwig nennen, nach einem Vetter, der ein sehr hübscher angenehmer junger Mann war; aber alle ihre Gegenvorstellungen blieben fruchtlos. Der nunmehrige Papa Tamponnet, der sich gern ein gelehrtes Ansehen gab, bestand auf diesem griechischen Namen; er sagte: »Das wird dem Kleinen Glück bringen, er wird von den Göttern geliebt werden! diese Bedeutung hat sein Name.«

Der Poet Museum suchte zwar seinem Nachbar begreiflich zu machen, daß Theophilus im Griechischen nicht »von den Göttern geliebt,« sondern »Freund der Götter«

bedeute; Tamponnet blieb bei seiner Meinung. Der alte Poet gab ihm den Rath, den neuen Weltbürger Felix zu nennen, und setzte zur Unterstützung seines Vorschlages hinzu: »Dieser Name bedeutet im Lateinischen glücklich, und das Lateinische ist eben so gut wie das Griechische; überdies ist Felix ein hübscher, wohlklingender, nicht zu langer Name; und das ist für einen Namen sehr vortheilhaft, denn lange Namen werden gemeiniglich entstellt, zumal von Dienstleuten.«

Als Beispiel führte er einen Herrn an, der den Taufnamen Vercingetorix erhalten hatte und von Köchinnen und Hausmeisterinnen nie anders als Monsieur »Viens-Saint-Jean-Tu-Ris« genannt wurde.

Aber Tamponnet antwortete dem alten Poeten: »Gehen Sie mir mit Ihrem Felix! Es ist kein Glücksname; ich habe zwei Leute dieses Namens gekannt. Der Eine war Sensal, und kam am Ende so weit herab, daß er Lohnbedienter wurde. Der Andere hatte im dreißigsten Jahre ein hölzernes Bein und war auf einem Auge blind. Das werden Sie doch kein Glück nennen? Ich wenigstens habe andere Absichten mit meinem Sohne.«

Die dicke Nachbarin erinnerte sich, daß man sie geweckt während das Kind auf die Welt gekommen war, und brachte den Namen Morpheus in Vorschlag; aber der Name Theophilus trug den Sieg davon. Herr Tamponnet pflegte mit Freude und Selbstgefühl zu sagen: »Wo ist mein Sohn Theophilus? Komm her, mein Sohn Theophilus!«

Da er sonst keine Kinder hatte, so hätte er kurzweg sagen können: »Wo ist mein Sohn? Komm her, mein Sohn!« Aber es gibt Leute, die es nicht über sich gewinnen könnten, ihre Angehörigen ohne Hinzufügung des Namens zu nennen oder anzureden.



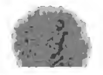
III.

Der Poet Museum.

Der junge Theophilus hatte kleine Augen, einen großen Mund, eine dicke Nase, eine gewölbte Stirn, etwas kurze Zähne, etwas lange Ohren, etwas wolliges Haar. Der Gesammteindruck aller dieser Eigenthümlichkeiten war nicht sehr anziehend, und schwerlich wird ein Maler auf die Idee gekommen seyn, ihn als Modell eines Cupido zu nehmen. Trotzdem war Theophilus eben nicht häßlich zu nennen, und er mißfiel keineswegs, denn seine Gesichtszüge hatten das Gepräge der Herzensgüte und Sanftmuth. Der Ausdruck des Gesichts ist weit anziehender, herzgewinnender, als vollkommene regelmäßige Schönheit, das könnten wir mit hundert Beispielen beweisen, wenn es nicht zu bekannt wäre.

Es versteht sich von selbst, daß die Eltern ihren Sprößling unvergleichlich schön fanden. Glückliches Vorrecht der Vater- und Mutterliebe! Sie theilt mit verschwenderischer Hand die ganze Fülle der Anmuth und Schönheit aus. Und die Vater- und Mutterliebe ist die einzige reine, wahre Liebe; denn die Zeit raubt ihr nichts von ihrer Kraft und Innigkeit; unsere Kinder wachsen heran, entwickeln sich und altern, aber sie werden nicht häßlich . . . versteht sich, für uns.

Im Alter von sechs Jahren verlor der kleine Theophilus seinen Vater. Madame Tamponnet, die ihrem Ehegatten immer von Herzen gut gewesen war, wandte nun dem



einzigen Söhnlein ihre ganze Zärtlichkeit zu. Sie war erst mit neununddreißig Jahren Mutter geworden, und zählte daher fünfundvierzig bei dem Tode ihres Mannes. Da sie nie cokett gewesen war, so kam es ihr auch nicht in den Sinn, das Cokettiren so spät anzufangen. Dies ist freilich zuweilen der Fall bei Frauen, die untröstlich sind, so viel versäumt zu haben.

Madame Tamponnet widmete sich daher ganz ihrem Sohne, der ihr größtes Kleinod, ihr Idol, ihr Stolz war. Sie faßte den Entschluß, sich nie von ihm zu trennen und ihn folglich nicht in eine Lehranstalt zu schicken. In dieser Liebe lag vielleicht etwas Selbstsucht, denn die Bildung, die in einem Gymnasium erlangt wird, ist in den meisten Fällen der Privaterziehung vorzuziehen. Die Knaben lernen durch den Verkehr unter einander früher Männer zu werden; doch das sollten sie vielleicht nicht allzuschnell lernen.

Madame Tamponnet wollte indeß nicht, daß ihr Sohn ein unwissender Mensch werde; sie hoffte vielmehr, daß er sich einst durch Geist, Talent und Kenntnisse einen berühmten Namen machen werde; und da sie durchaus nicht im Stande war ihn zu unterrichten, weil ihre Erziehung sehr vernachlässigt worden war, so beschloß sie ihrem Söhnlein einen Lehrer oder vielmehr einen Professor zu halten.

Der alte Poet Museum wohnte noch immer im Hause im fünften Stock. Die Musen hatten den alten Zögling des Pindus nicht sehr gut behandelt, obschon er sich dem Himmel so nahe als möglich einquartirt hatte, vermuthlich in der Erwartung, daß ihm die Inspirationen hier aus der ersten Hand kommen würden.

Museum hatte die vierte Strophe seines Gedichtes über

Pyramus und Thisbe noch immer nicht beendet, und er gab die Schuld seinem Nachbar Tamponnet, der ihn in dem Momente seiner höchsten Begeisterung unterbrochen habe. Da dem alten Poeten jene Verse nicht so viel eintrugen, daß er sich einen Schlafrock kaufen konnte, und da er bemerkte, daß seine wollene Decke nur noch die Hälfte seines Individuums gegen Blöße schützte, so mußte er auf etwas Anderes als Versemachen bedacht seyn; er zeigte daher dem Thürhüter Dupont an, daß er Unterricht im Französischen, Lateinischen, in der Geschichte und Verskunst zu geben wünsche, und ersuchte ihn, diese Nachricht im Hause und in der Nachbarschaft zu verbreiten, um ihm Schüler zu verschaffen. Dann schrieb er auf die Rückseite einer Karte: »Museum, Professor der schönen Wissenschaften, unterrichtet in der französischen und lateinischen Sprache, in der Geschichte, Geographie, Verskunst und vielen andern Dingen, in und außer dem Hause; alles zu billigen Preisen.« Dann nagelte er diese Karte an die Thür seiner Dachstube und erwartete die Schüler, die ihm seiner Meinung nach in Menge zuströmen mußten.

Indeß verstrich die Zeit und die Schüler kamen nicht. Es ist ja so selten, daß man an das Talent glaubt, wenn man es in einer Dachstube suchen muß. Aber als Madame Tamponnet die Nothwendigkeit einsah, ihren Sohn unterrichten zu lassen, dachte sie an den alten Poeten, ihren Nachbar, der Schüler zu haben wünschte, und sagte zu sich: »Ich habe nicht nöthig mich weit nach einem Professor für Theophilus umzusehen, denn ich habe ja einen bei der Hand.«

Sie ließ den alten Poeten zu sich bitten. Museum bürstete Beinkleider, Frack und Hut, aber mit Vorsicht,



denn diese Gegenstände waren von so reifem Alter, daß sie durch unvorsichtige Behandlung leicht hätten beschädigt werden können; dann rieb er sich das Gesicht mit kaltem Wasser, um sich eine frische Farbe zu geben. Nach beendeter Toilette begab er sich zu Madame Tamponnet. Als die ersten Begrüßungen, bei denen sich Museum bis zur Erde verneigte, zu Ende waren, begann folgendes Gespräch in Gegenwart des kleinen Theophilus, der in einem Winkel saß und mit bleiernen Soldaten spielte.

Madame Tamponnet. Herr Museum, unser Portier hat mir gesagt, daß Sie ein anderes Geschäft angefangen haben, und jetzt nicht mehr . . . wie nennt man doch das was Sie bis jetzt gemacht haben?

Museum. Gedichte, Romanzen, Idyllen . . . kurz, Verse, Madame.

Madame T. Nun ja, Verse . . . Sie haben also das Geschäft aufgegeben und sehen sich nach Schülern um?

Museum. Madame, ich habe dem Vergnügen, Gedichte zu machen, keineswegs entsagt. Man wird zum Dichter geboren, das Dichten wird gleichsam zur andern Natur . . . Man würde selbst im Traume Verse machen, gleichviel auf welche Gegenstände oder Personen . . .

Madame T. Gerade wie der selige Tamponnet . . . er machte Düten aus Allem was ihm in die Hände fiel . . . Hier ist mein Sohn Theophilus; wie finden Sie ihn? Er ist bald sieben Jahre alt.

Museum. Das ist wohl glaublich.

Madame T. Ein Freund von uns hat mir versichert, er habe etwas von Voltaire . . .«

Museum. Das finde ich nicht . . . Die Aehnlich-



keit ist vielleicht in den Beinen . . . er spielt mit Soldaten, hat er vielleicht Lust zum Militär?

Madame T. Es scheint so . . . er spielt indeß auch mit Lämmern und türkischen Bohnen. Herr Museum, mein Sohn soll sehr gelehrt werden.

Museum. Da haben Sie vollkommen Recht, Madame. Sokrates, den das Orakel zu Delphi für den weisesten Mann erklärte, hat den Grundsatz aufgestellt, daß nur das Wissen ein Gut und die Unwissenheit ein Uebel sey. Obgleich in der Dunkelheit geboren, überstrahlte er durch seine Gelehrsamkeit alle andern Menschen; sein Scharfsinn war so groß, daß er die Zukunft vorhersagte, so daß man glaubte, er stehe mit einem Dämon im Bunde, der ihm . . .

Madame T. Erlauben Sie, Herr Museum. Mein Sohn ist nicht in der Dunkelheit geboren, er ist am hellen Tage auf die Welt gekommen. Ich werde auch nie zugeben, daß er mit einem Dämon etwas zu thun habe . . . der liebe kleine Engel! er würde sich gewiß durch keine Schläge bewegen lassen, ihn herauszugeben.

Museum. Madame, Sie haben mich nicht verstanden . . . ich nannte Sokrates beispielsweise als einen Weisen, einen Gelehrten . . .

Madame T. Den Herrn kenne ich nicht . . . kurz und gut, Herr Museum, wollen Sie Theophilus im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten? Wollen Sie ihn lehren, daß er von allen möglichen Dingen spreche, ohne jemals in Verlegenheit zu kommen?

Museum. Sie wollen also, Madame, daß ich einen zweiten Pico de Mirandola aus ihm mache, der zu Rom neunhundert Lehrsätze de omni re scibili bekannt machte, die er gegen alle Gelehrten vertheidigen wollte.

Madame T. Der Herr ist mir auch nicht bekannt. Mein Sohn soll sich vor Allem angenehm und liebenswürdig zu machen wissen und zugleich recht gelehrt werden . . . Ich frage Sie also: wollen Sie vierzig Sous für die Lection? . . . natürlich unter der Bedingung, daß die Lectionen recht lange dauern . . .

Museum. Madame, ich bin nicht in der Lage, Ihr Anerbieten auszuschlagen . . . Man muß leben, und das Verdienst wird nicht immer nach Gebühr belohnt . . . Homer sagte Verse her, um sein Leben zu fristen! Plautus drehte einen Schleifstein . . . Vaugelas war sehr arm . . . Tasso konnte sich keine Lampe kaufen und ließ sich von den Augen seiner Katze leuchten. Er hat darüber ein hübsches Sonett gemacht, das folgendermaßen anfängt:

Non avendo candele per iscrivere i suoi versi.

Madame T. Entschuldigen Sie, Herr Museum: meinen Sie damit, daß Sie die vierzig Sous für die Lection annehmen?

Museum. Ja wohl, Madame, und morgen werde ich meinem interessanten Schüler die erste Lection geben.

Museum empfahl sich und ging. Madame Tamponnet schloß ihr Söhnlein in ihre Arme und sagte mit inniger Mutterzärtlichkeit:

„Ach, mein liebes Kind! Du bist so glücklich, einen ungeheuer gelehrten Mann als Professor zu bekommen ... Aber mit einem Dämon sollst Du nichts zu thun haben; Du mußt ihm sagen, deine Mama habe Dir's verboten.“

IV.

Erziehung des jungen Theophilus.

Museum gab sich mit seinem Zöglinge die größte Mühe. Unglücklicherweise entsprach der Eifer des Knaben keineswegs den Erwartungen seines Lehrers. So oft dieser erschien, stieß Theophilus einen tiefen Seufzer aus und dachte: »Ach, wenn ich erst mein eigener Herr bin, werde ich mir keinen Lehrer halten... Es muß sehr schön seyn, wenn man thun kann, was man will.«

Bei einem Kinde heißt das so viel als: nichts thun, und bei vielen großen Leuten hat es dieselbe Bedeutung. Wir haben heutzutage sehr viele Beispiele davon.

Vielleicht wollte der alte Poet seinem Schüler zu vielerlei Dinge auf einmal beibringen, so daß der kleine Teophilus in seiner Verwirrung auf einen Gegenstand anwandte, was sich auf einen andern bezog. Aber Museum hielt seine Methode für unübertrefflich; wenn sein Zögling einige Seiten aus dem Elementarbuche hergesagt hatte, pflegte der alte Poet zu sagen:

»Jetzt wollen wir mit dem Nützlichen das Angenehme verbinden... Du lernst einige hübsche Verse und sagst sie deiner Mama bei Tische auf. Da dein Gedächtniß vielleicht nicht ausreicht, so wäre es gut, wenn ich zum Speisen eingeladen würde; ich bin dann bei Dir und flüstere Dir die Verse zu, wenn Du stecken bleibst.«

Der kleine Theophilus hatte für das Angenehme eben

so wenig Sinn wie für das Nützliche, aber er sagte nach beendeter Lehrstunde zu seiner Mutter:

»Lade doch Herrn Museum zum Speisen ein, Mama; er wird mir bei Tische etwas zuflüstern, womit ich Dich überraschen will.«

Madame Tamponnet, die sich freute, daß ihr Söhnlein etwas hersagen wollte, erließ sogleich die Einladung an den alten Poeten. Dieser aß für vier, der kleine Theophilus sagte beim Dessert ein paar gereimte Sprüche her, seine Mama weinte in ihre Serviette, und Jedermann war zufrieden.

Wenn Madame Tamponnet ein großes Diner gab oder große Gesellschaft empfing, was gemeiniglich nur an ihrem Namenstage oder zu Neujahr der Fall war, so durfte Museum nicht fehlen, denn bei solchen Gelegenheiten sollte sich das Wissen seines Schülers im hellsten Glanze zeigen. Theophilus blieb zwar oft in einem Sonett oder in einer Fabel stecken; aber sein Lehrer machte den Souffleur und half ihm aus der Verlegenheit. Die Zuhörer glaubten im Theater zu seyn, wo man die Stimme des Souffleurs zuweilen besser hört, als die Stimme des Schauspielers, und sie waren eben so zufrieden wie die bezahlten Klatscher im Parterre.

Eines Tages jedoch sollte diese süße Täuschung eine Unterbrechung erleiden. Unter den Tischgästen befand sich ein Verwandter der Hausfrau, ein spöttelnder, sich in Alles mengender alter Hagestolz, der überdies sehr übel gelaunt war, weil er von einem gebratenen Huhn nicht den Flügel, sondern den Schenkel bekommen hatte. Beim Nachtisch erlaubte sich der Herr Vetter einen bescheidenen Zweifel an der Gelehrsamkeit des jungen Theophilus.

»Ihr Sohn soll schon sehr viel wissen,« sagte er, sich

zu seiner Cousine wendend; »ich möchte wohl einige Proben seiner Gelehrsamkeit hören; denn so eben wußte er von seiner Fabel keine zwei Verse herzusagen.«

Madame Tamponnet wurde so roth wie ein gesottener Krebs. »Wie, Herr Vetter,« erwiederte sie, »Sie wollen nicht glauben, daß mein Sohn etwas gelernt habe? Wie können Sie noch zweifeln, da Sie so eben gehört haben...«

»Ich habe nur gehört, daß ihm sein Lehrer die Verse vorsagte,« fiel ihr der Vetter ins Wort; »ich möchte daher, daß Theophilus einige Fragen beantworte.«

»Hören Sie wohl, Herr Museum,« eiferte die Mutter, »man zweifelt an den Fortschritten und Kenntnissen Ihres Schülers!... Das ist eine Beleidigung für Sie!«

Der alte Poet, der während der Mahlzeit unter dem Vorwande, die Gläser seiner Nachbarn zu füllen, etwas zu viel Pomard getrunken hatte, antwortete ohne Zögern:

»Herr Morillon möge ihm nur beliebige Fragen vorlegen, Theophilus wird schon antworten!«

Museum wagte viel, aber der Pomard macht kühn und unbesonnen; zum Glück für seinen Schüler besaß Vetter Morillon, ein vormaliger Strumpffabrikant, sehr wenig gelehrte Bildung, und als man ihn aufforderte, dem jungen Theophilus einige Fragen vorzulegen, schien er nicht weniger in Verlegenheit zu seyn, als der Knabe, wenn er eine Fabel hersagen sollte.

Aber Madame Tamponnet war über die Antwort des Lehrers so erfreut, daß sie die Sache unmöglich auf sich beruhen lassen konnte. Sie sah ihren Vetter, der sich hinter

den Ohren kratzte, mit herausfordernder Miene an und sagte zu ihm:

»Nun, so fragen Sie doch meinen Sohn, ich gebe Ihnen die Erlaubniß.«

Morillon besann sich noch einen Augenblick, nahm eine ernste Miene an, um den Knaben einzuschüchtern, und begann langsam und feierlich:

»Wer war der größte Mann? Cäsar oder Alexander?«

Der kleine Theophilus antwortete ohne Zögern: »Der größte Mann war Goliath, den der König David mit der Schleuder tödtete.«

Rauschender Beifall folgte dieser Antwort; Museum schenkte sein Glas wieder voll, und Morillon schien überrascht, aber er fragte weiter:

»Wer hat das Pulver erfunden?«

»O, Sie haben's nicht erfunden,« antwortete Theophilus, die Zunge ausstreckend.

Hier wurde der Beifall so laut, daß der Hausmeister herauf kam, um zu fragen, ob es bei Madame Tamponnet etwa eine Rauferei gebe. Die Mama küßte ihr Söhnlein mit stolzem Selbstgefühl und schenkte ihm zehn Sous; Museum schenkte sich wieder ein Glas Pomard ein, und der alte Vetter entfernte sich ganz verdrießlich. »Ich glaube, sie sind Alle betrunken,« murrte er.

Madame Tamponnet bekam nun noch größeres Vertrauen zu dem Lehrer ihres Sohnes; sie ließ ihm in den Lehrgegenständen vollkommen freie Wahl; sie erhöhte aus eigenem Antriebe das Honorar, und lud den alten Poeten fast täglich zum Essen ein.

Wenn sie indeß unerwartet in das Zimmer kam, wo Theophilus unterrichtet wurde, so fand sie ihren Sohn oft

spielend und den Lehrer gedankenvoll am Tische sitzend. Museum war nemlich mit der letzten Strophe seines Gedichtes Pyramus und Thisbe beschäftigt.

Eines Tages gab sie ihr Erstaunen über die Beschäftigungsweise ihres Sohnes zu erkennen; aber Museum antwortete:

»Madame, die gelehrtesten Männer, die unermüdlichsten Forscher pflegen sich von Zeit zu Zeit irgend einer Erholung hinzugeben, um wieder geistige Spannkraft zu bekommen. Tycho Brahe machte Brillengläser; Barclay zog Blumen; Balzac machte Räucherkerzchen; Galilei las den Ariosto; Bussy-Rabutin nahm den Catull, Ovid und Petronius zur Hand; Guy Patin schrieb scherzhafte Briefe an seine Freunde; der Cardinal Richelieu spielte mit Katzen; der große Friedrich spielte Flöte; Ihr Herr Sohn kann daher wohl zu seiner Erholung Fangball spielen.«

Solche Antworten machten auf Madame Tamponnet immer einen gewaltigen Eindruck; sie verstummte vor der ungeheuern Gelehrsamkeit des Professors; sie ging dann rückwärts zum Zimmer hinaus, um ihm nur ihr Gesicht zu zeigen, und warf ihrem Söhnlein Kußhände zu.

»Lerne nur recht fleißig, mein Theophilus,« pflegte sie dann zu sagen. »Du bist in guten Händen . . . Ach Gott! wenn Du nur so grundgelehrt würdest wie Herr Museum!«

Der Schüler des alten Poeten wurde so »grundgelehrt,« daß er im fünfzehnten Jahre kaum schreiben und gar nicht rechnen konnte; dagegen war er mit den Regeln der Verskunst wohl bekannt, obschon er es nie so weit brachte, einen Alexandriner zusammen zu stoppeln.

V.

Uebermaß thut niemals gut.

Museum starb. Vor seinem Ende sagte er zu seinem Schüler, der oft gewünscht hatte, sein eigener Herr zu seyn: »Lieber Freund, man ist nie sicher, sein eigener Herr zu seyn; im Allgemeinen hängen wir von den Ereignissen ab, wir müssen thun, was die Umstände gebieten. Wer indeß gesund ist, ein gutes Auskommen und keinen Ehrgeiz hat, ist in den meisten Fällen Herr seiner Zeit ... höhere Plane sollte man nicht machen.«

Als der alte Poet todt war, wurde Theophilus von seiner Mutter eines Tages aufgefordert, die Rechnung der Wäscherin zu prüfen; aber nachdem er sich drei Viertelstunden mit der Addition gemartert hatte, mußte er gestehen, daß es ihm unmöglich sey, mehr als zwei übereinander stehende Ziffern zusammen zu rechnen.

Später ersuchte ihn seine Mutter, ein Recept zu einem Plumpudding zu schreiben. Theophilus schrieb ganz geläufig, aber man konnte das Geschreibsel nicht lesen, und die Köchin, der man das Recept gegeben hatte, machte statt des Puddings — ein Hasenpfeffer.

Im sechzehnten Jahre mußte Theophilus noch im Schreiben und Rechnen unterrichtet werden; aber da der neue Lehrer nur nützliche Dinge vortrug, so erhielt er nur zwanzig Sous für die Lection, und wurde nie zum Essen eingeladen... Vanitas vanitatum! Omnia vanitas!

»O, welche Plage!« dachte der fast sechzehnjährige

Theophilus, der sich schämte, noch Kraft- und Haarstriche machen zu müssen; »wenn ich erst mein eigener Herr bin, so werde ich hoffentlich keinen Lehrer mehr brauchen und meinen Willen haben.«

Mit achtzehn Jahren konnte Theophilus endlich ziemlich leserlich schreiben und die vier Species rechnen; denn als er heranwuchs, schämte er sich seiner Unwissenheit; und oft fängt man erst mit Erfolg zu studiren an, wenn man keine Lehrer mehr hat, denn die Lectionen, die man sich selbst gibt, pflegen die ersprießlichsten zu seyn. Aber junge Leute von achtzehn Jahren stellen ihre wissenschaftlichen Forschungen gemeiniglich nach allzu verschiedenen Richtungen an; zumal das Capitel der Liebe suchen sie sehr eifrig und gründlich zu studiren. In diesem Alter bieten sich gar viele und mannigfaltige Zerstreuungen dar. Die Jugend der damaligen Zeit hatte indeß noch alle ihre schönen Täuschungen, und man hörte noch nicht, daß junge Männer von vierundzwanzig Jahren sagten: »Ich kenne Alles, ich habe Alles genossen, für mich hat nichts mehr einen Reiz! ... Das Leben ist nur Trug und Täuschung. Ich habe genug gelebt; was sollte ich noch in der Welt?«

Diesen lebensüberdrüßigen jungen Greisen könnte man antworten, daß sie sehr widerlich und abschreckend sind; daß es nicht die Schuld des Zeitalters ist, wenn sie in Ausschweifungen ihre Zähne, ihre Haare, ihren Appetit und ihre Lebensfreudigkeit verloren haben; aber wir wollen uns nicht zum Sittenprediger aufwerfen: wir wünschen allen jungen Leuten, die noch Täuschungen haben, von Herzen Glück. Mögen sie sich immerhin einem Wahne hingeben; wer sich täuscht, ist weit glücklicher, als der Zweifler, der an nichts glaubt.

Theophilus Tamponnet hatte als Nachbarn einen jungen Mann von seinem Alter, Namens Adolph Badinet. Dieser Adolph Badinet war ein eifriger Besucher der Theater, Spazirgänge und öffentlichen Bälle; er hatte Bekanntschaft mit Blumenmacherinnen, Nähterinnen, Stickerinnen, sogar mit Modistinnen; kurz, er hatte Zerstreuungen und Liebeshändel in Hülle und Fülle und ohne eben hübsch zu seyn, fand er es sehr leicht, sein Herz gegen ein weibliches einzutauschen.

Mehr als einmal sagte Badinet zu seinem Nachbar Theophilus: »Kommen Sie diesen Abend mit mir, ich gehe nach Tivoli.« (Damals gab es einen sehr schönen öffentlichen Garten dieses Namens, wo glänzende Feste, Pantomimen, Feuerwerke und dergleichen gegeben wurden.)

Theophilus stieß dann einen tiefen Seufzer aus und schwieg. Sein junger Freund aber ließ nicht nach und setzte hinzu: »Kommen Sie doch, wir werden uns sehr gut unterhalten; wir treffen dort mehre Blumenmacherinnen meiner Bekanntschaft, wir tanzen mit ihnen und lassen ihnen Gefrornes bringen... Sie glauben nicht, wie schnell man mit Gefrornem das Herz einer Grisette gewinnt... Kommen Sie nur! Sie wollen ja so gern eine kleine Bekanntschaft machen, im Tivoli dürfen Sie nur wählen ... Was hält Sie denn zurück?«

»Was mich zurückhält?« erwiederte Theophilus seufzend. »Ach! lieber Adolph! wenn ich mein eigener Herr wäre, wie Sie, so würde ich keine Minute zögern...aber ach!...«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Ich will mich deutlicher erklären. Ihre Eltern wohnen in diesem Hause, im ersten Stocke, Sie hingegen haben Ihr Stübchen im sechsten Stocke...«

»Ja wohl, eine Dachstube, mit einem schiefen Fenster; aber daran liegt mir nichts, ich bin mein eigener Herr. Mein Bett wird selten zweimal wöchentlich gemacht; mein Zimmer wird nur vom Winde ausgekehrt, aber ich komme nach Hause, wann ich will, zuweilen bleibe ich ganz aus. Meine Eltern wissen nichts davon und ich habe nie Verdruß darüber; wenn ich nur bei Tische und zuweilen Abends im Salon erscheine, so kann ich thun was ich will.«

»Mit mir ist es anders,« entgegnete Theophilus; »ich wohne bei meiner Mutter; ich habe ein sehr hübsches, reines Zimmer; mein Bett wird täglich gemacht, man thut Alles was man mir an meinen Augen absehen kann; wenn ich zweimal im Tage huste, so muß ich Morgens und Abends Thee trinken; wenn ich Kopfschmerzen habe, muß ich Fußbäder nehmen; wenn meine Wangen röther sind als gewöhnlich, so setzt man mir Blutegel; wenn ich über Ermüdung klage, wird mein Bett gewärmt; kurz, meine fast sechzigjährige Mutter ist immer ängstlich um mich besorgt. Aber diese übertriebene Aengstlichkeit wird zuweilen zur Tyrannei: ich soll immer zu Hause bei meiner Mutter seyn, ohne sie darf ich nicht ausgehen. Wenn ich den Wunsch äußere, einmal außer dem Hause zu speisen, so sagt meine Mutter ganz bestürzt: »Du kommst aus deiner Gewohnheit und wirst krank!« Wenn ich im Theater bin und etwas lange ausbleibe, so steht meine Mutter in der größten Angst am Fenster Schildwache; wenn ein Fiaker vorüberfährt, so ruft sie den Kutscher an und fragt, ob ich im Wagen sitze. Fällt es mir gar ein, auf den Ball zu gehen, so ruft sie: »dann kommst Du mitten in der Nacht nach Hause... Du wirst unterwegs ausgeplündert, todtgeschlagen; man spricht gar viel von nächtlichen Raubanfällen,

ich lasse Dich nicht fort!« Lasse ich nicht nach, so antwortet meine Mutter: »Wenn Du durchaus gehen willst, so sage mir wo der Ball ist, ich will Dich vor der Thür erwarten.« — Ich gehe natürlich nicht auf den Ball; denn ich kann doch meine Mutter nicht auf der Hausflur mitten unter Dienstleuten warten lassen... Ach! Badinet, wie glücklich sind Sie, daß Sie Ihr eigener Herr sind und von Ihren Eltern nicht so verhätschelt werden!«

Der arme Theophilus war in der That ein Opfer der übergroßen Zärtlichkeit seiner Mutter. Madame Tamponnet wollte nicht einsehen, daß ein Knabe nicht wie ein Mädchen erzogen werden darf, und daß es eine Albernheit ist, einen achtzehnjährigen jungen Menschen wie eine Treibhauspflanze zu hüten. Bei dem besten Willen, ihren Sohn glücklich zu machen, machte sie ihn höchst unglücklich: sie versagte ihm alle seinem Alter angemessenen Zerstreuungen, sie wollte nicht begreifen, daß der heranwachsende Jüngling einige Freiheit haben muß, daß aus ihrem beständig gegängelten, willenlosen Sohne endlich nichts Anderes als ein Mensch ohne Thatkraft, ohne Muth, ohne festen Entschluß werden könne, daß die Schüchternheit, die einem Mädchen so schön steht, bei einem jungen Mann lächerlich und seinem Fortkommen in der Welt hinderlich ist.

Es gibt Eltern, die Alles dies nicht begreifen und unaufhörlich wiederholen: »Ich will meine Kinder immer bei mir haben, dann weiß ich, daß sie sich keine Fehltritte zu Schulden kommen lassen.«

Wie traurig ist ein solches Vorurtheil, das in Argwohn und Mißtrauen befangen ist! Wenn es die Männer mit ihren Frauen eben so machten, wie würden sie ihnen das Leben versüßen!

Theophilus wollte indeß das Joch, das ihm die Genüsse seines Alters entzog, wenigstens zum Theil abschütteln. Eines schönen Tages nahm er die Einladung seines Freundes Badinet an, speiste mit ihm in einem Gasthause, ging ins Theater und besuchte nachher ein Kaffehhaus, um Billard zu spielen und Punsch zu trinken; kurz, er kam erst nach Mitternacht wieder unter die schützenden Fittige der Mutter.

Er fand seine Mutter in Thränen vor dem Hause auf einem Eckstein sitzend. Sie hatte schon mehren Patrouillen die Personsbeschreibung ihres Sohnes gegeben und dem, der ihn finden würde, zwanzig Francs Belohnung versprochen; sie wollte ihn am folgenden Morgen austrommeln lassen und war so überglücklich, als sie ihn wiedersah, daß sie ihn Polisson, Taugenichts, Strolch nannte; kurz, sie gab ihm eine Menge der zärtlichsten Namen, welche ihre Besorgniß über sein langes Ausbleiben bekundeten, aber in den Ohren des Herzenssöhnleins einen gar unangenehmen Klang hatten. Theophilus legte sich sehr verdrießlich ins Bett und dachte: »Welch ein Lamento, weil ich es gemacht habe, wie die meisten jungen Leute von meinem Alter! Ach! wie unglücklich ist doch ein verzogenes Muttersöhnchen!«

Am andern Morgen fand Theophilus auf seinem Nachttische einen Topf voll Gerstenschleim, den er trinken mußte; dann brachte ihm die Haushälterin auf Befehl seiner Mutter ein Klystier, das ihm als Vorbeugungsmittel gegen die in Folge des Nachtschwärmens unausbleibliche Krankheit dringend angerathen wurde.

Theophilus wollte den Kühltrank sammt der Klystierspritze zum Fenster hinauswerfen, aber seine Mutter ließ

ihm den ganzen Tag keine Ruhe: sie hielt stundenlang die Tasse in der Hand, während die Haushälterin den Krankheitsvorbeugungsapparat in Bereitschaft hatte.

Des unaufhörlichen Quälens überdrüssig, ließ sich der Jüngling, dem kein Finger wehe that, endlich Alles appliciren, was man verlangte; aber er jammerte in einem fort: »Welch eine Qual! ... Diese Zärtlichkeit bringt mich um; wenn man mich doch nur in Ruhe ließe!«

Da sich der arme Theophilus weder hätscheln noch klystiren, noch mit Gerstenschleim füttern lassen mochte, so entsagte er den Freuden seines Alters, um aller dieser Unannehmlichkeiten überhoben zu seyn.

VI.

Zwei Damen im Theater.

Madame Tamponnet starb. Ihr Sohn war damals siebenundzwanzig Jahre alt, also in dem schönsten Alter ... Es gibt Männer, die immer jung bleiben, und sie haben vollkommen Recht. Aber Theophilus, der wider Willen an ein ruhiges, eintöniges, eingezogenes Leben gewöhnt war, hatte fast keinen Sinn mehr für jene Genüsse und Thorheiten, die der ersten Jugend ein Bedürfniß sind, der zweiten gemeiniglich zur Gewohnheit werden.

Theophilus hatte indeß ein gefühlvolles Herz; er hatte die lange ersehnte Freiheit endlich erlangt, und die Zeit war vorüber, wo er seinen Gefühlen Zwang anthun mußte.

Badinet, der noch immer sein Freund war, hatte sich eine Advocatur gekauft, ohne jedoch seine frühern Zerstreuun-

gen aufgegeben zu haben. Er besuchte seinen vormaligen Nachbar und sagte zu ihm:

»Du bist jetzt dein eigener Herr, Du hast genug Vermögen, um von deinen Renten zu leben, und das ist sehr bequem, wenn man nicht Lust hat zu arbeiten. Du kannst jetzt das Leben genießen; aber vor Allem, lieber Theophilus, hüte Dich vor ernsthaften Liebschaften. Nichts ist gefährlicher, als der Besitz einer erklärten Maitresse. Hüte Dich vor jeder platonischen Leidenschaft. Ein Mann mache immerhin flüchtige Bekanntschaften; er flattere von einer Schönen zur andern, sey galant gegen Alle, und benütze das Glück, das sich ihm darbietet. Dies ist das wahre Mittel glücklich zu seyn. Wenn Du Dir hingegen in den Kopf setzest, wirklich geliebt zu werden, so bereitest Du Dir eine Menge Plagen und Verdrießlichkeiten, denen Du Dich nachher nur mit großer Mühe wieder entziehen kannst; denn es ist oft weit schwerer, ein Verhältniß abzubrechen, als anzuknüpfen, selbst wenn beide Theile es von Herzen wünschten. Man thut hienieden so vieles aus Gewohnheit.«

Theophilus hörte seinem Freunde aufmerksam zu und sagte bei sich: »Ein sonderbarer Mensch, der Badinet! Er sagt, es sey eine Thorheit, von einem Frauenzimmer Liebe zu erwarten: wahrscheinlich ist er nie geliebt worden. Er wünscht, daß Andere betrogen werden, weil seine Schönen ihn immer betrogen haben... Das ist aber die Eigenliebe etwas zu weit getrieben. Ich glaube, es müsse höchst angenehm seyn, zärtliche Gefühle einzuflößen und der Gegenstand einer wahren Liebe zu seyn.«

Eine Zeitlang besuchte Theophilus die Theater, Concerte, Bälle, nur in der Erwartung, eine Eroberung zu machen; aber er war nicht hübsch, nicht blendend genug,

um auf den ersten Blick ein weibliches Herz zu gewinnen; er hatte keinen in Kunst und Wissenschaften bekannten Namen, der oftmals zu einer Eroberung sehr wesentlich beiträgt und den Mangel äußerlicher Vorzüge ersetzt; endlich war er auch nicht reich genug, um durch Glanz und Prunk die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Der arme Theophilus mußte sich daher vor der Hand auf die Augensprache beschränken. Wenn er eine Schöne bemerkte, deren Geliebter er gern geworden wäre, so erschöpfte er sich vergebens in Seufzern, anmuthigen Stellungen und Galanterien; er marterte sich umsonst ab. Die Eroberungen gleichen einer Menge von Glücksgütern, die uns fliehen, wenn wir sie zu erhaschen suchen und uns im Uebermaße zu Theil werden, wenn wir sie nicht suchen. Es ist ein wahres Sprüchwort: Das Wasser fließt dem Strome zu. — Wer Gold besitzt, findet tausend Gelegenheiten, noch mehr Gold zu erwerben; wer zwei oder drei Maitressen hat, weiß sich vor Liebesabenteuern kaum zu retten, bei jedem Schritte, auf der Straße, auf den Boulevards, ja selbst zu Hause lächelt ihm das Glück aus schönem Munde.

Eines Abends endlich ward Theophilus durch den Zufall, durch das Verhängniß, durch Sympathie, oder vielmehr durch den Theaterzettel bewogen, in das Theater de la Gaîté zu gehen, wo ein sehr beliebtes Drama gegeben wurde. Er erhielt seinen Platz in einer Loge hinter zwei sehr eleganten Damen. Die Eine, die etwa achtundzwanzig Jahre alt zu seyn schien, war ziemlich hübsch und hatte einen schlanken Wuchs, eine feine Hand und einen runden Arm. Die Andere war nicht mehr jung und häßlich genug, um ihrer Freundin als Folie zu dienen.

Theophilus, dem es um ein picantes Abenteuer zu thun war, machte die verschiedensten Evolutionen, die seiner Meinung nach Effect machen mußten; er riß die Augen so weit als möglich auf, strich sich die Haare aus dem Gesicht, um sich einen sogenannten coup de vent zu geben, zog seine Cravate in die Höhe, seine Weste hinunter und trällerte ein Liedchen ohne Melodie.

Während sich Theophilus in dieser Weise abmühte, sah sich die Dame, der alle diese Huldigungen galten, zu wiederholten Malen nach ihrem Nachbar um, der in seiner Eroberungssucht sehr abgeschmackt und lächerlich seyn mußte; aber sie konnte nicht zweifeln, daß er sich um ihretwillen so viele Mühe gab. Die Frauen sind bekanntlich sehr nachsichtig. wenn sie nicht zufällig ihr Vergnügen an Spott und Satyre finden, und überdies war die achtundzwanzigjährige Schöne vielleicht in derselben Stimmung wie ihr Nachbar. In solchen Fällen macht man sehr schnell Bekanntschaft.

Tamponnet bemerkte, daß man ihm einen sanften Blick zuwarf. Sogleich hielt er mitten in einem Triller inne, und riskirte einige Worte über das Stück, über die Schauspieler; man antwortete ihm, und das Gespräch war im Zuge.

Die Vorstellung begann. Es war ein sehr rührendes Drama, und die hübsche Dame drückte oft ihr Schnupftuch auf die Augen. Theophilus schneuzte sich so laut, als ob er Trompete blasen wollte.

»Sie ist sehr gefühlvoll,« dachte er, »sie weint im Theater der Heiterkeit! . . . Es ist ein Beweis, daß ihr Gemüth noch nicht abgestumpft ist, und daß sie nicht alle Tage das classische Theater besucht . . . Sie ist noch naiv und leicht zu rühren . . . und sie sieht mich ziemlich ermuthigend an . . . Sie hat eine sehr elegante Toilette und

einen vornehmen Anstand; ich weiß zwar nicht wie sie geht, aber sie muß eine schöne Haltung haben, das sieht man an der Art wie sie den Arm auflegt . . . Ein hübsches Gesicht . . . und vielsagende Augen . . . Das wäre eine Eroberung, wie ich sie nie geträumt habe . . . Sie muß aus einem vornehmen Hause seyn . . . oder eine Schriftstellerin oder eine Putzmacherin; gleichviel, wenn sie nur frei ist . . . Nun, im Grunde ist jede Schöne frei, wenn sie will.«

Im Zwischenacte holt Theophilus Orangen, die er seiner Nachbarin und ihrer Freundin anbietet. Die Letztere war sehr beleibt und so gelb wie eine Mulattin; ihrer Aussprache nach mußte sie aus der Normandie oder aus Limoges seyn.

Unser eroberungssüchtiger Freund sucht die hübsche Dame gesprächsweise über ihren Stand und Charakter auszufragen. Sie scheint sich mit großer Bereitwilligkeit zu erkennen zu geben, und sagt mit ganz allerliebster Verschämtheit:

»Sie werden es vielleicht sehr sonderbar finden, zwei Damen ohne Cavalier im Theater zu sehen . . .«

»Warum denn, Madame? Das sieht man ja jeden Tag, oder vielmehr jeden Abend; nicht alle Damen haben Ehemänner, die geneigt sind, sie ins Theater zu führen; andere Männer werden durch Geschäfte verhindert; die armen Frauen müßten daher einen schönen und ganz harmlosen Genuß entbehren, wenn sie nicht allein gingen . . . Dann gibt es auch Witwen . . . oder Strohwitwen, deren Gatten fast das ganze Jahr hindurch auf Reisen sind. Noch andere Damen haben nicht immer einen Cavalier, der sie ins Theater führen könnte, zu ihrer Verfügung . . . Dies ist vielleicht bei Ihnen der Fall, Madame?«

»Ich bin Witwe,« erwiederte die interessante Nach-

darin, »Witwe eines Generals, dessen Name sehr bekannt war. Sie werden gewiß von dem General Krautmann gehört haben.«

»O ja wohl, Madame . . . ich habe viel von ihm gehört,« antwortete Theophilus, der den Namen zum ersten Male hörte.

»Er hatte sieben Orden.«

»Sapperlot!« sagte Theophilus halblaut; »so viel als Knopflöcher!«

»Er hatte in der Schlacht bei . . . nun, der Name thut nichts zur Sache . . . ein Bein verloren; bei der Belagerung von . . . es war eine sehr große, allbekannte Belagerung, hatte ihm eine Kanonenkugel den linken Arm weggenommen, und bei der Einnahme von . . . Sie wissen ja, die schöne Einnahme . . . ich habe ein schlechtes Namengedächtniß . . .«.

»Der Name thut nichts zur Sache, Madame.«

»Kurz in dem letzten Kampfe, den er mitmachte, verlor er . . .«

»Ach! Mein Gott, Madame, was hatte er denn noch im Kampfe zu verlieren?«

»Er verlor sein Pferd . . . ein prächtiges Pferd, das seit fünfzehn Jahren sein treuer Begleiter gewesen war. Der General war über diesen Verlust untröstlich; er starb einige Monate später, und ich wurde Witwe. Ich war noch sehr jung . . . und unerfahren; mein Vermögen war nicht groß, und ich weiß nicht was aus mir geworden wäre, wenn mir der Himmel nicht diese treue, aufrichtige Freundin gegeben hätte. Madame Poriche, die Sie hier sehen, kam aus Savoyen nach Paris, um einen Knopfhandel zu errichten. Sie würde bei diesem Geschäfte ungeheuer viel Geld ver-

dient haben, wenn sie nicht durch neunzehn Bankrotte zu Grunde gerichtet worden wäre. Aber sie denkt philosophisch und setzt sich jederzeit über die Ereignisse hinweg.«

Theophilus glaubte die Dame, die so viel Unglück mit Knöpfen gehabt hatte, ehrerbietig begrüßen zu müssen; aber Madame Potiche war eben mit einer Orange so angelegentlich beschäftigt, daß sie die tiefe Verbeugung nicht bemerkte. Die Generalswitwe entschädigte ihn indeß reichlich für diesen Mangel an Aufmerksamkeit; sie war ungemein redselig und wurde mit Theophilus bald so vertraut, als ob sie ihn schon lange gekannt hätte. Theophilus ist begeistert, entzückt; er hat bereits eine Erklärung gewagt, die mit holdseligem Lächeln erwiedert wurde, und die vortreffliche Madame Potiche hat sich nicht ein einziges Mal umgesehen; sie ist zu discret, um das Gespräch zu stören, und dafür soll sie auch oft ins Theater geführt werden.

Die Vorstellung ist zu Ende, alle Zuschauer entfernen sich mit Thränen in den Augen: die Frauenzimmer überdies noch mit rothen Nasen; aber man hat sich gut unterhalten, und nimmt sich vor, bald wieder in der Gaîté zu weinen.

Theophilus begleitet die hübsche Witwe. Auf dem Boulevard bemerkt er zu seiner Freude, daß einige Regentropfen fallen; er bietet den beiden Damen einen Wagen an, der ohne weiters angenommen wird. Eine kleine Miethkutsche ist zufällig bei der Hand; die schöne Witwe hüpft mit Leichtigkeit hinein; die umfangreiche Madame Potiche wird vom Kutscher hineingeschoben; für Theophilus bleibt nur der schmale Vordersitz, und um seine Füße unterzubringen, hat er eine Menge enormer Hindernisse, die der dicken Dame gehören, zu bekämpfen; aber wenn eine junge Liebe im

Herzen erblüht, so bringt man gern ein Opfer, um der Angebeteten nahe zu seyn.

Theophilus sitzt schrecklich unbequem, aber er befindet sich sehr wohl; er kann keine Bewegung machen, ohne von Madame Potiche fast erdrückt zu werden; aber die schöne Witwe hat ihm erlaubt, ihr einen Besuch zu machen, und er würde nicht murren, wenn sich die dicke Freundin auf ihn setzte.

Der Wagen hält vor einem ziemlich hübschen Hause in der Rue Mazarin. Theophilus glaubt den Wagen zurückschicken zu können; aber Madame Potiche wohnt nicht in demselben Hause, und die junge Witwe sagt zu ihrem neuen Anbeter:

»Werden Sie die Güte haben, meine Freundin vor ihrer Wohnung abzusetzen?«

Sie sagte dies in so einschmeichelndem Tone, daß die Bitte nicht abzuschlagen war. »Mit dem größten Vergnügen, Madame,« antwortete Theophilus.

VII.

Der Tabak und die kleinen Hunde.

Bald sitzt er im Wagen an der Seite der enormen Dame, die dem Kutscher zuruft: »Rue de Lourcine, Quartier Mouffetard im Bäckerhause.«

Der arme Theophilus schaudert; er wundert sich wie eine Person, die so vornehm aussieht wie seine neue Bekannte, eine Freundin in der Rue de Lourcine haben kann; aber er faßt ein Herz und denkt:

»Es ist eine kleine Unannehmlichkeit, die nur von kurzer Dauer ist. Jedes Ding hat seine Schattenseite. Die dicke Dame scheint nicht redselig zu seyn, ich kann ungestört an die schöne Witwe denken.«

Aber Theophilus irrte sich; Madame Potiche war in Gegenwart ihrer Freundin so schweigsam, weil sie vermuthlich ihre Verhaltungsbefehle hatte. Sie entschädigte sich, als die Generalswitwe nicht mehr da war.

Ihr beklagenswerther Begleiter muß die Geschichte ihrer in Paris erduldeten Drangsale und ihrer Ehestandsleiden anhören. Sie hatte schon im Honigmonate eine sehr harte Behandlung erlitten und fürchtete daher mit Recht für die kommenden Monate; zum Glück aber starb der Haustyrann am Seitenstechen. Dann kam die Geschichte ihrer zweiten Ehe. Der gute, sanfte Potiche war ganz das Gegentheil von ihrem ersten Gatten gewesen; er vergötterte sie, brachte einen Theil seines Lebens zu ihren Füßen zu, stahl ihr die Strumpfbänder, um das Vergnügen zu haben, sie ihr wieder umzulegen; kurz, er war ein Mann, der gern um acht Uhr zu Bett ging und erst um Mittag wieder aufstand. Und alles dies war mit unbekannten Beiwörtern und sehr gewagten Wortfügungen untermischt.

Theophilus hörte mit stiller Ergebung zu; er tröstete sich damit, daß er nicht nöthig hatte zu antworten und folglich berechtigt war, an andere Dinge zu denken. Aber mit dem Geschnatter verband Madame Potiche einen andern unangenehmern, lästigern Fehler, gegen den ihr unglücklicher Begleiter vergebens sich zu schützen suchte. Die dicke Dame schnupfte leidenschaftlich Tabak; dabei brauchte sie sehr oft ihr Schnupftuch, und dieses abscheuliche Schnupftuch roch unausstehlich nach altem Tabak und Nasentropfen;

ein Geruch, der schon bei reinlichen Tabakschnupfern sehr unangenehm ist, und Madame Potiche wechselte ihr Schnupftuch nur zweimal wöchentlich.

Tabakschnupfende Frauen sind fürchterlich. Diese abscheuliche Gewohnheit kann weder durch Schönheit noch Anmuth, weder durch Geist noch Liebenswürdigkeit entschuldigt werden. Der Tabaksgeruch bei einer Frau hat etwas eigenthümlich Widriges, das sie alt und häßlich macht und mit Fischweibern und Höckerinnen in eine Reihe stellt. Vergebens suchen die Frauen diesen Fehler durch alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln zu vertuschen, er verräth sich auf die eine oder andere Weise. Ueberdies nimmt die Nase eine andere Gestalt an, denn das abscheuliche Pulver, womit man sie vollstopft, gibt ihr nach einiger Zeit einen größern Umfang und eine gelbliche Farbe.

Um Gottes willen, meine Damen, schnupfen Sie keinen Tabak! . . . Noch einen guten Rath, da sich gerade die Gelegenheit bietet: werden Sie keine Hundenärrinnen, so lange Sie noch lieben und gefallen wollen. Die Hundeliebhaberei schadet Ihnen außerordentlich bei den Männern. Eine junge Dame, die ihr Herz einem kleinen Hunde zugewendet hat, wird selbstsüchtig, launisch, eigenwillig . . . Jedermann muß sich wohl hüten, das geliebte Thierchen nicht zu ärgern, zu stören oder in irgend einer Weise zu verletzen.

Man kommt zu einer Dame, die einen kleinen Hund hat; man ist ungemein galant, zuvorkommend; man erwartet eine freundliche Aufnahme. Aber kaum hat die Dame ihren Gast lächelnd begrüßt, so wird sie zerstreut, sieht sich nach allen Seiten um, schaut unter die Sessel, hinter die Kissen, sie hat kein Ohr mehr für alles Schöne, das ihr

gesagt wird. Da dieses Benehmen bald langweilig wird, so sagt der Fremde:

»Was fehlt Ihnen denn, Madame? Sie scheinen unruhig, zerstreut . . . ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?«

»Was mir fehlt? . . . ich suche Sasa, meine kleine Hündin . . . als Sie kamen, lag sie noch auf dem Sopha . . . ich sehe sie nicht mehr . . . Wo mag sie geblieben seyn! sie soll nicht hinaus.«

»Mein Gott! Madame, Ihr Hündchen ist nicht verloren gegangen, es wird sich schon wiederfinden; ich wollte fragen, ob es Ihnen angenehm wäre, diesen Abend . . .«

»Ich werde meine Sasa wiederfinden! . . . Wie können Sie das so gleichgiltig sagen? . . . Ich hoffe, daß sie sich wiederfinden wird; ich würde untröstlich seyn, wenn ich sie verlieren müßte . . . Julie! Julie!«

»Sie können mir also nicht sagen, Madame, ob es Ihnen diesen Abend angenehm seyn würde . . .«

Die Dame hört nicht, das Stubenmädchen erscheint, es wird im ganzen Hause gesucht, man erschöpft sich in Vermuthungen. Man sucht zu errathen, wer so gottlos gewesen ist, das Hündchen aufzufangen und zu behalten; man verspricht eine gute Belohnung; man will bei allen Obsthändlerinnen und Krämern der Nachbarschaft nachfragen lassen. Das Stubenmädchen eilt fort, um die Nachforschungen zu beginnen, die Dame kommt zurück . . . und findet Sasa in einem Winkel, auf einem Armsessel, über welchen ein Kleid ausgebreitet ist.

Die eben noch so verdrießliche Dame wird nun auf einmal wieder rosenfarben und liebenswürdig, und wenn man so tactlos ist, zu bemerken, daß Sasa in dem Fau-

teuil unangenehme Spuren zurückgelassen, bekommt man zur Antwort:

»O, das thut nichts; die Nähterin kann eine andere Breite in das Kleid setzen; ich habe noch von dem gleichen Stoffe.«

Wohl zu merken, dieselbe Dame würde sehr zornig geworden seyn, oder Nervenzucken bekommen haben, wenn sich ein Kind, mit Zuckerwerk in der Hand, spielend in den Falten des Kleides versteckt hätte. Sie scheint das Zuckerwerk weit mehr zu verabscheuen, als die Unarten des Hündchens. Was ist auch ein Kind im Vergleiche mit Sasa, die jeden nicht elegant gekleideten Menschen in ohrenbetäubender Weise anbellt? Welch ein Instinct! Wenn ein Kind weint oder über Kopfschmerzen klagt, so ruft man das Stubenmädchen und sagt verdrießlich:

»Bringe den Schreihals geschwind zu Bett . . . er ist unausstehlich diesen Abend!«

Wenn der kleine Hund knurrt oder so laut bellt, daß man sein eigenes Wort nicht hören kann, oder gar einen Fremden in die Waden beißen will, so gibt man ihm Theekuchen und Zuckerwerk, oder beschwichtigt ihn mit Liebkosungen.

»Sie werden ihn geneckt haben,« heißt es dann, »es ist Ihre Schuld . . . er läßt sich nicht necken, das ist seiner Natur zuwider.«

Geht man mit der Dame spaziren, so nimmt sie ihren Liebling mit, nachdem sie ihn sorgfältig gekämmt und aufgeputzt hat. Oft bindet sie ihm eine rosenrothe Bandschleife um den Hals; sie führt ihn an der Schnur; aber es ist nicht möglich, wie andere Leute zu gehen. Man muß jeden Augenblick still stehen, weil der kleine Hund still steht, und

wenn es ihm gefällig ist, lange Pausen zu machen, an einem Ecksteine zu verweilen, mit einer ihm begegnenden Hundegrazie Bekanntschaft zu machen, so muß man eben so lange stehen bleiben, und wär's auch mitten im Gassenkoth, oder an einer Stelle, wo viele Kutschen vorüberfahren. Kurz, man ist mit der Dame ausgegangen, um sich von ihrem Hunde gängeln zu lassen . . . Wenn man das verzogene Thier noch tragen muß, dann ist's gar arg; aber wer einen solchen Spazirgang wagt, muß sich auf das Schlimmste gefaßt machen.

Haben die geneigten Leser und Leserinnen genug? Warten Sie, das Beste kommt noch . . . es wäre unglaublich, wenn wir's nicht sehr oft gesehen hätten.

Wenn der allerliebste kleine Hund, der auf der Promenade alle seine Gelüste befriedigen konnte, müde wird, so nimmt ihn die Dame auf den Arm und trägt ihn nach Hause. Aus Dankbarkeit und Zärtlichkeit, zumal weil man's ihn gelehrt hat, streckt der kleine Liebling den Kopf in die Höhe, und leckt seiner Gebieterin das Gesicht. Diese ist entzückt, gerührt, läßt sich das Gesicht lecken, und gibt dem Hunde die süßesten, zärtlichsten Namen, um ihm für seine Liebkosungen zu danken.

Wie beneidenswerth ist nun der Glückliche, der ein guter Freund oder ein Verwandter dieser Dame ist! Beim Abschiede bietet sie ihm zum Kuß die Wange, die der Hund beleckt hat!

Bei einer solchen Gelegenheit habe ich gesehen, daß ein junger Mann mit Abscheu zurücktrat, und zu der übrigens sehr hübschen Dame sagte:

»Verzeihen Sie, liebe Freundin; aber ich habe keine Lust, eine von Ihrem Hunde so eben beleckte Wange mit

meinen Lippen zu berühren. Sie haben vielleicht vergessen, daß Ihr Liebling auf der Straße mehre Seinesgleichen — nur nicht im Gesicht — auf das zärtlichste liebkoste.«

Die junge Dame fand ihren Freund sehr lächerlich. Ein Kind mit einem etwas beschmutzten Gesicht würde sie um keinen Preis der Welt geküßt haben.

VIII.

Eine Maitresse.

Ueber den Tabak und den kleinen Hunden haben wir unsern Freund Theophilus Tamponnet vergessen. Wir verließen ihn in einer ziemlich unangenehmen Situation, an der Seite der dicken Dame, die leidenschaftlich schnupfte und ihn mit ihrem Taschentuche fast vergiftete.

Endlich hat der arme Theophilus seinen Frohndienst vollendet. Er hat Madame Potiche in der Rue de Lourcine vor dem Bäckerhause abgesetzt, er hat sich nach Hause begeben und kann sich ungestört seiner Freude überlassen: er hat eine Eroberung gemacht . . . die so lange ersehnte Eroberung! Und diese Eroberung ist jung, elegant, hübsch und geistreich . . . denn Theophilus hat gefunden, daß die Dame sehr gut zu reden weiß. Vielleicht stellte er seine Ansprüche nicht sehr hoch, oder die Liebe hatte Allem, was er gehört, einen ganz besondern Reiz verliehen. Ueberdies hängt ja Alles von dem Geschmack und von persönlichen Ansichten ab: die Dame konnte für ihn sehr geistreich seyn, für einen Andern hingegen nur wenig Anziehendes haben.

Am folgenden Tage begab sich unser Freund zu der schönen Generalswitwe. Er wurde sehr gut aufgenommen.

Theophilus verdiente eine Belohnung für die unangenehme Fahrt in die Rue de Lourcine; er war schnell ein feuriger Anbeter der interessanten Witwe geworden, und verlangte viel. Sie schien sich nicht sehr grausam zeigen zu wollen; aber sie war auch nicht geneigt, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und stellte ihre Bedingungen.

»Wenn ich jemals so schwach wäre, dem Zuge meines Herzens zu folgen,« sagte sie mit einem Blicke, der ihrem Anbeter vollends den Kopf verdrehte, »so möchte ich vor Allem versichert seyn, ob ich geliebt werde . . .«

»Ach, Madame, wie können Sie zweifeln, daß ich . . .«

»Erlauben Sie mir zuerst eine Frage,« unterbrach ihn die Schöne. »Was verstehen Sie unter Liebe? Es gibt tausend verschiedene Arten der Liebe: wie lieben Sie?«

Diese etwas verfängliche Frage setzte Theophilus in große Verlegenheit; er hatte bisher noch so wenig oder so ungeschickt geliebt, daß er nicht recht wußte, wie er eigentlich liebte. Aber durch das Feuer der schönen Augen seiner Angebeteten entzündet, antwortete er mit mehren Stoßseufzern:

»Wie ich liebe? Das kann ich Ihnen nur durch die wiederholte Versicherung, daß ich Sie vergöttere, annähernd beschreiben. Ich sah noch nie ein weibliches Wesen, das mit Ihnen zu vergleichen wäre; ich möchte mein ganzes Leben zu Ihren Füßen legen, ich möchte mich weiden an Ihren schönen, seelenvollen Augen, an Ihrem lieblichen frischen Rosenmunde, an Ihrer edlen Stirn, an Ihrer zarten weißen Hand, an Ihrem feinen schlanken Wuchs, an Ihrem . . .«

Die junge Witwe findet es angemessen, den Wort-

schwall ihres neuen Verehrers zu unterbrechen, denn er würde vielleicht kein Ende gefunden haben.

»Ach, mein lieber Herr,« sagte sie mit lautem Gelächter, »wenn Sie Ihr Leben zubringen müßten, wie Sie sagen, so würden Sie bald aufhören mich hübsch zu finden, und meine geringen Reize, die Sie jetzt mit so großer Nachsicht beurtheilen, würden mit jedem Tage in Ihren Augen verlieren.«

»Wie können Sie glauben, theuerste Frau von Krant . . .«

»Nennen Sie mich Alphonsine; ich erlaube Ihnen mir diesen Namen zu geben. Dieses Vorrecht räume ich nur meinen vertrautesten Freunden ein.«

»O, wie gütig sind Sie! . . . Können Sie glauben, reizende Alphonsine, daß man je aufhören könnte...«

»Entschuldigen Sie, daß ich Sie wieder unterbreche, aber bis jetzt haben Sie betheuert, geschworen, wie alle Männer, wenn sie Liebe und Treue im Munde führen. Ich halte sehr wenig von derlei Betheuerungen und Schwüren, man gibt dadurch keinen Beweis von wahrer Liebe...«

»So! auf diese Art also kann man seine Liebe nicht beweisen?«

»Nein. Wenn Sie erlauben, will ich Ihnen sagen, wie man sich gegen eine Geliebte benehmen muß, um sie zu überzeugen, daß sie auch wirklich geliebt wird.«

»O, sagen Sie, Madame, ich bitte Sie, ich werde kein Wort verlieren, denn es ist eine Lection, die ich benutzen muß.«

»So hören Sie. Der beste Beweis aufrichtiger Gefühle ist das Bestreben, die Geliebte glücklich zu machen; denn es ist nicht genug, daß der Mann durch seine Liebe glück-

lich werde, das wäre Selbstsucht. Eine Geliebte glücklich zu machen und sie dadurch an sich zu fesseln, ist gar nicht schwer: man braucht nur ihre Wünsche zu befriedigen, zuvorkommend zu seyn, ihr alle Kleider und Schmucksachen zu schenken, die ihr gefallen, sich in ihren Willen zu fügen, insbesondere aber ohne sie an keiner Unterhaltung, an keiner Lustbarkeit Theil zu nehmen. Sehen Sie, das ist die beste Art zu lieben.«

Theophilus hörte der interessanten Witwe mit viel größerer Aufmerksamkeit zu, als er vormals seinem Lehrer Museum gewidmet hatte. Als die junge Dame aufgehört hat zu sprechen, faßt er ihre Hand, drückt sie ans Herz und erwiedert:

»Alles was Sie sagen ist hier mit unauslöschlichen Zügen eingegraben . . . ich habe kein Wort davon verloren!«

»Und werden Sie alles dies thun . . . wenn man so schwach ist Sie zu lieben?«

»Ja, ich werde es thun, ich schwöre es bei . . .«

»Keinen Schwur! In der Liebe sind Schwüre, Betheurungen ganz überflüssig. Aber nehmen Sie sich in Acht, geben Sie kein leichtsinniges Versprechen, ich stelle meine Ansprüche vielleicht etwas hoch.«

»Sie können sie nie zu hoch stellen.«

»Bedenken Sie, daß ich keine von denen bin, die man nur ein Weilchen behält, wie ein Kleidungsstück, das eben in der Mode ist!«

»Ah! Madame, halten Sie mich für fähig, Sie mit einer Sache zu vergleichen, deren man leicht überdrüssig wird?«

»Ich habe einen geachteten Namen, ich bin eine Frau von Stande . . . Ich bin keine Grisette.«

»Wer könnte Sie mit einer Grisette vergleichen, Madame!«

Nachdem die junge Witwe alle ihre Bedingungen gestellt, sich gehörig verklausulirt hatte, stand den Wünschen unseres Freundes Theophilus kein Hinderniß mehr entgegen.

Einige Tage später ging Tamponnet mit stolzem Selbstgefühl, mit dem Anstande eines Siegers über die Boulevards. Er begegnete seinem Freunde Badinet. Dieser lächelte ihm schon von weitem zu, als er ihn bemerkte.

»Diable!« sagte er, »Du siehst ja heute ungemein frohlockend aus! . . . Ich wette, Du hast jetzt mehr Glück, als Du Dir wünschest.«

»Du hast Recht, Freund . . . ich habe zwar nur eine Eroberung gemacht, aber diese genügt mir zu meinem Glücke . . . Ach! Badinet, wenn Du wüßtest, wie glücklich ich bin! Meine Geliebte ist ein reizendes Wesen, und sehr gebildet; sie ist die Witwe eines Generals, der die Hälfte seiner Person auf den Schlachtfeldern zurückgelassen hat. Es war der berühmte General Krautmann, der durch eine Kanonenkugel ein Auge verloren hat . . .«

»Durch eine Kanonenkugel! . . . Und die Kanonenkugel hat nur das Auge getroffen! Die Kugel muß sehr klein gewesen seyn. Frage doch deine Generalin, von welchem Caliber sie war.«

»Ach! Badinet, Du fängst schon an zu spotten, ich erzähle Dir nichts mehr. Man pflegt ja zu sagen: Eine Kanonenkugel . . . und meint damit ein Stück von einer Bombe.«

»Nun, das lasse ich gelten.«

»Kurz und gut, lieber Freund, eine sehr hübsche,

geistreiche, fein gebildete junge Witwe; man sieht, daß sie eine glänzende Erziehung genossen hat.«

»Ist sie musikalisch?«

»Sie hat eine wunderhübsche Stimme und singt ausgezeichnet.«

»Spielt sie Piano?«

»Sie wird spielen, sobald ich ihr ein Piano geschenkt habe.«

»So! Du machst also Geschenke . . .«

»Das versteht sich! Hast Du schon eine Geliebte gehabt, die keine Geschenke von Dir bekommen hat?«

»O ja, zuweilen . . . sogar oft . . . Wenn keine Geschenke von mir verlangt werden, schenke ich recht gern, aber selten auf Verlangen.«

»Dann wundert es mich nicht, wenn Du nicht leidenschaftlich geliebt wirst.«

»Armer Theophilus! Ich muß lachen . . . Du wirst also leidenschaftlich geliebt!«

»Ja wohl, Freund, ich werde vergöttert. Man kann nicht ohne mich leben; ich wandle auf Rosen: immer im Theater, auf der Promenade, dann speisen wir in den besten Gasthäusern.«

»Das muß deine Börse stark in Anspruch nehmen . . . Komm und frühstücke mit mir; Du mußt mir erzählen, wo Du die Bekanntschaft gemacht hast.«

»Es würde mir Vergnügen machen, lieber Freund, aber es ist mir unmöglich . . . Alphonsine, so heißt meine Angebetete, hat mir das Versprechen abgenommen, sie heute in den botanischen Garten zu führen, und das Hornvieh zu sehen.«

»Du kannst sie morgen hinführen.«

»O nein! Morgen besuchen wir die Gobelinsfabrik, übermorgen das Invalidenhaus . . .«

»Komm nur; was liegt daran, wenn Du auch etwas später kommst . . . Hornvieh sieht man ja überall; man braucht deshalb nicht in den botanischen Garten zu gehen.«

»Lieber Badinet, ich kann deine Einladung wirklich nicht annehmen; ich muß Dich sogar schon jetzt verlassen, denn ehe ich zu Alphonsine gehe, muß ich ihre Freundin, Madame Potiche, abholen, die mit uns geht.«

»Madame Potiche! was ist das für eine chinesische Porzellanfigur?«

»Es ist keine chinesische Porzellanfigur, sondern eine sehr respectable, solide Frau, die zwei Männer und viel Unglück gehabt hat und durch Bankerotte zu Grunde gerichtet worden ist. Sie war Alphonsinens Mentor, als diese das Unglück hatte, Witwe zu werden. Alphonsine hat ihr viel zu verdanken, und ist daher ungemein zuvorkommend gegen sie. Ich glaube sogar bemerkt zu haben, daß sie ihr die abgelegten Kleider schenkt, aus denen sich die ehrsame Frau neue macht . . . Was hast Du denn noch immer zu lachen? Du machst es oft so, wenn man spricht . . .«

»Ich dachte an dein Glück, wenn Du die interessante Madame Potiche und deine Schöne spaziren führst.«

»Nun ja, Alphonsine nimmt sie Anstands halber gern mit; ich für meine Person möchte mit meiner süßen Freundin lieber allein lustwandeln. Madame Potiche belästigt uns zwar nicht, sie thut vielmehr Alles, was man will, und sie unterhält sich überall, hauptsächlich in den Gasthäusern. Sie hat einen prachtvollen Appetit, und kann Alles ver=

tragen; aber sie schnupft Tabak, und das gefällt mir nicht . . .«

»So! sie schnupft?«

»Wie der alte König von Preußen.«

»Dann wird deine Alphonsine wohl rauchen?«

»Nur Cigaretten, beim Dessert.«

»Da bist Du zu bedauern, Du rauchst nicht und konntest den Tabaksgeruch nicht leiden.«

»Ich gewöhne mich daran; ich bezwinge sogar schon ein halbe Cigarre . . . Ach, lieber Freund, die Liebe vermag viel!«

»Ja, das ist wahr, insbesondere kann sie blauen Dunst machen.«

»Adieu, Badinet, ich muß zu meiner Alphonsine gehen . . . Apropos, hast Du noch die hübsche Brunette, die Du unlängst am Arme hattest, als Du mir in den elysäischen Feldern begegnetest?«

»Du meinst Ernestine?«

»Ich weiß nicht ob sie Ernestine heißt.«

»Ach, lieber Theophilus, ich habe seitdem schon oft gewechselt.«

»Ich wünsche Dir viel Vergnügen, Freund Jucundus . . .«

»Frühstücke doch mit mir.«

Statt der Antwort drückte Theophilus seinem Freunde die Hand und eilte fort, denn er hatte sich vielleicht schon verspätet.

IX.

Madame Potiche.

Etwa einen Monat nach dieser flüchtigen Unterredung begegnete Theophilus seinem Freunde Badinet wieder auf dem Boulevard; aber dieses Mal hat der Erstere beide Arme besetzt; am linken Arme, nahe an seinem Herzen, führt er seine Eroberung, seine schöne Alphonsine, die eben so geschmackvoll als elegant gekleidet ist und hauptsächlich an den Eindruck zu denken scheint, den ihre Toilette auf die Vorübergehenden macht.

Am rechten Arme führt Theophilus die umfangreiche Madame Potiche, deren Nase mit Tabak so vollgestopft ist wie eine Pfeife, die eben angezündet werden soll. Die respectable Dame trägt ein Kleid, das für ihre Peripherie zu eng und vorn zu kurz ist. Dadurch werden ihre schlecht aufgezogenen Strümpfe sichtbar, allein dies hindert sie nicht sich recht breit zu machen und ganz gemächlich am Arme ihres Cavaliers fortzuschlendern.

Theophilus macht eine ziemlich traurige Figur zwischen den beiden Damen; er scheint sich ungeheuer zu langweilen und sich Gewalt anzuthun, um den Angenehmen zu spielen. Er spricht von Zeit zu Zeit mit seiner Dame links, die ihm fast gar keine Aufmerksamkeit schenkt; seiner Dame rechts, die unaufhörlich plaudert, antwortet er nicht. Als er seinen Freund Badinet bemerkt, gibt er sich alle Mühe, dessen schalkhaften Gruß mit heiterem Lächeln zu erwiedern, und er wäre gern ein Weilchen stehen geblieben, um mit

ihm zu sprechen, aber er wird rechts und links fortgezogen, er muß weiter, er vermag den beiden Strömungen nicht zu widerstehen.

»Warum standen Sie denn still, lieber Freund?« fragte Alphonsine, indem sie ihren Cavalier fortzog.

»Theuerste, ich bemerkte einen Freund ... es war Badinet, von dem ich Ihnen zuweilen erzählt habe.«

»So! der Herr, der Ihnen ins Gesicht lachte ... Das ist also Ihr Freund Badinet? Den Mann könnte ich nicht ausstehen, er hat mich kaum gegrüßt. Wie ungeschliffen! Ich hoffe, Sie werden mit diesem Herrn nicht mehr umgehen.«

»Wann sollte ich ihn denn sprechen, mein Engel? ich bin ja immer bei Ihnen.«

»Vielleicht noch nicht genug ... Diesen Morgen kamen Sie eine halbe Stunde zu spät ... Sie haben Madame Potiche warten lassen ...«

»Daran ist mein Schneider Schuld; ich erwartete einen Frack ...«

»Das sind leere Ausflüchte ... Als ob Sie nur einen Frack hätten!«

»Ich wollte mich putzen ... Ihnen zu gefallen ... und Ihre Freundin wohnt so weit entfernt; von der Rue de Lourcine bis zu Ihnen ist beinahe eine Stunde ... damit geht viel Zeit verloren.«

»Sie haben Recht, Theuerster, unsere liebe Freundin muß ausziehen; morgen wollen wir ihr eine Wohnung in meiner Nähe suchen ... Ach! ich glaube, es sind in meinem Hause eben jetzt einige Wohnungen zu vermiethen. Ich will mich erkundigen ... Hörst Du, Madame Potiche,

Du sollst in meinem Hause wohnen. Nicht wahr, es ist ein hübscher Einfall von unserem Theophilus?«

Theophilus, dem dies gar nicht eingefallen war, hätte sich aus Aerger die Zunge abbeißen mögen; aber es war nicht mehr zu ändern und Madame Potiche erwiedert mit dem ihr eigenen näselnden Tone, indem sie sich zu ihm neigt und sich noch stärker auf seinen Arm lehnt:

»Ja wohl, Sie sind eben so liebenswürdig wie mein zweiter Mann, wenn es möglicherweise erlaubt wäre, Jemand mit ihm zu vergleichen. Schauen Sie, ich hätte an jedem Finger einen Mann haben können, denn an Courmachern fehlte mir's nicht, als ich Wittib geworden war und manch' Einer hat ernsthafte Absichten auf mich gehabt; aber ich habe ihnen Allen geantwortet: Sie reichen meinem Seligen das Wasser nicht... versteht sich, dem zweiten... *Eine Prise gefällig, lieber Freund?*«

»Ich danke Ihnen, Madame, ich schnupfe nicht.«

»Da haben Sie Unrecht... es thut der Nase wohl, und es wird Einem so marodisch im Kopfe. Vormals erfreute ich mich einer schlechten Gesundheit; ich war den ganzen Tag wie verdonnert, es hatte sich schon der Anfang einer Herzbeutelwassersucht eingestellt ... Da fing ich an zu schnupfen und seitdem bin ich so fest, wie die Porte Saint-Denis.«

Theophilus hörte mit trübseliger Miene zu; er dachte: »Und ich bin die Ursache, daß sie Alphonsinens Hausgenossin wird... Ich habe Madame Potiche sechs bis sieben Stunden täglich gesehen und das war gewiß genug!... Es wird sehr langweilig seyn, ihr den ganzen Tag zuzuhören. Alphonsine treibt die Freundschaft zu weit.«

Einige Monate später ging Theophilus über den Boulevard, aber er sah nicht mehr lebensfroh und siegesfreudig aus; seine Haltung war nicht mehr unternehmend und sein Hut nicht mehr auf ein Ohr gedrückt; sein Gang war langsam und schleppend, sein Kopf gesenkt, sein Gesicht verdrießlich. Er war so in Gedanken vertieft, daß er gegen einen Herrn stieß und er wollte sich entschuldigen, als eine wohlbekannte Stimme sagte:

»Mein Gott! armer Theophilus, was fehlt Dir denn? Du siehst ja deine Freunde nicht einmal!«

»Siehe da, Badinet! Guten Morgen, Badinet.«

»Guten Morgen ... Du hast Dich sehr verändert: Du bist blaß, abgemagert ...«

»Glaubst Du? ... es ist möglich, aber es fehlt mir nichts.«

»Bist Du noch immer der glücklichste unter den Sterblichen?«

»Ich werde von Alphonsinen noch immer vergöttert.«

»Von der Generalswitwe? ... Es ist also noch dieselbe?«

»Wie kannst Du so fragen? Ich bin nicht so wetterwendisch; und wenn ich's auch wäre, so könnte ich doch nicht... Aber wozu diese Frage?«

»Als ich Dich so eben ansah, schienst Du mir so vergnügt zu seyn, wie ein Vogel, der schwimmen lernt... Ich habe auch unter der Hand einige Erkundigungen über deine süperbe Eroberung eingezogen. Im Kriegsministerium kennt Niemand den General Krautmann, der durch eine Kanonenkugel das Auge verloren haben soll... Dies ist der erste Puff deiner Eroberung.«

»Es ist möglich!«

»Ferner ist ihre angebliche Freundin, die dicke Madame Potiche, keine Andre, als ihre Mutter; sie war vor Zeiten Figurantin auf einem Boulevardtheater und hat ihren Abschied bekommen, weil sie nicht mehr zwischen zwei Coulissen hindurch konnte.«

»Nicht möglich!«

»Zweiter Puff. Ferner hat deine vornehme Dame auch auf die Bühne wollen; sie ist im Vaudevilletheater aufgetreten, aber da sie falsch sang und nicht drei Worte sagen konnte, ohne sich vom Souffleur nachhelfen zu lassen, so hat man ihr gerathen, die Bühne nicht wieder zu betreten.«

»Ich falle aus den Wolken, mein Verstand steht still . . .«

»Das ist der dritte Puff. Ich sage Dir das nicht, lieber Theophilus, um deine Eroberung zu verachten. Was liegt an der Herkunft, wenn eine Geliebte hübsch ist und nicht mehr seyn will, als die Geliebte. Haben doch Könige ihre Favoritinnen oft aus den niedern Volksclassen genommen, warum sollte sich ein einfacher Bürgersmann, ein Rentier schämen, seine Geliebte unter den Figurantinnen eines Theaters zu wählen? Die Schönheit rechtfertigt Alles. Deine Alphonsine hat sich für eine Generalswitwe ausgegeben: das ist eine kleine Kriegslist, deren Erfinderin vermuthlich die Frau Mama ist. Warum machst Du es nicht wie ich? Wenn mir eine Schöne ihre Geschichte, ihr Unglück — denn Unglück haben sie Alle gehabt — erzählen will, so falle ich ihr schnell ins Wort: »Mein liebes Kind, die Vergangenheit kümmert mich gar nicht, ich will nichts davon hören; machen Sie es wie ich und denken Sie nicht mehr daran.« Auf diese Weise mache ich's den schönen Da-

men unmöglich, eine Menge wunderbarer, unglaublicher Geschichten aufzutischen. — Armer Theophilus! Du bist magerer und nicht mehr so heiter als vor sechs Monaten. Komm und speise mit mir, um Dir die Grillen zu vertreiben ... Ich habe Dir eine allerliebste Partie vorzuschlagen ... ich speise heute auf dem Lande mit meiner neuen Flamme. Du solltest sie nur sehen! ein wunderhübsches Kind, wie Milch und Blut, naiv, lebhaft, pikant, dabei einen netten Fuß, eine Wespentaille. Aber sie hat meine Einladung nur unter der Bedingung angenommen, daß sie eine Freundin mitbringt. Ich will's auch so machen, ich bringe einen Freund mit . . . Dies ist eine gute Gelegenheit, Dich zu zerstreuen . . .«

»Ja, ich gestehe, daß dein Antrag sehr verführerisch ist... aber es geht nicht, ich kann mit Dir und deinen Grisetten nicht speisen.«

»Warum denn nicht? Bist Du denn nicht dein eigner Herr?«

»Nein... ich gestehe, daß ich's nicht bin. Ich habe meiner Alphonsine versprochen, mit ihr und Madame Potiche heute nach Bercy zu fahren, um Fische zu essen . . . Madame Potiche ißt gern marinirten Aal, ich glaube sie verzehrt zehn Stücke in einer Sitzung.«

»Du kannst morgen mit deinen Damen nach Bercy fahren; Madame Potiche kann dann sechs Ellen Aal essen, um sich für diese kleine Verzögerung zu entschädigen . . . aber heute wirst Du Dich köstlich unterhalten, ich verspreche Dir, Du wirst ein ganz neuer Mensch werden.«

»Nein, es geht nicht... Du weißt nicht wie ich von meiner Alphonsine vergöttert werde. Wenn ich nur eine Viertelstunde über die festgesetzte Zeit ausbleibe, so finde ich sie

ganz untröstlich, sie hält sich ein Riechfläschchen unter die Nase, um nicht in Ohnmacht zu fallen...«

»Das ist der vierte Puff.«

»Ich versichere Dir, daß sie ganz verstört aussieht... Höre nur, ich will's Dir durch eine Thatsache beweisen. Unlängst sollte ich Abends Thee trinken und mit Madame Potiche Piquet spielen.«

»So! Du spielst auch Piquet mit Madame Potiche? Du hast wirklich alle nur denkbaren Genüsse!«

»Ich sollte mich also um acht Uhr Abends einfinden. Aber nach dem Diner wurde mir unwohl, ich bekam Magendrücken; ich dachte, es würde mir besser werden, wenn ich einen Spazirgang machte. Ich mache einen ziemlich langen Spazirgang, aber das Magendrücken vergeht nicht; ich gehe also nach Hause, um mich ins Bett zu legen. Unterdessen hatte Madame Potiche nach mir gefragt. Gut, denke ich, morgen wird es einen stürmischen Auftritt geben. Aber ich bleibe bei meinem Vorsatz und gehe zu Bett. Am andern Morgen um fünf wird an meiner Thür geläutet, es war noch nicht Tag. Ich denke: es ist sehr unanständig, die Leute so früh zu stören; es ist vermuthlich ein Rauchfangkehrer oder ein Wasserträger, der sich irrt... Ich drehe mich daher im Bett um und will wieder einschlafen; aber die verteufelte Glocke ertönt wieder; ich ziehe die Decke über den Kopf, um es nicht zu hören. Es wird aber mit solcher Heftigkeit geläutet, daß ich für meinen Glockenzug fürchte; ich springe aus dem Bett und eile, wie ich eben bin, an die Thür. In meiner Hast ergreife ich die Hosenträger, aber sie nützten nichts, sie hatten nichts zu halten. Ich öffne die Thür... und was sehe ich? Madame Potiche! Sie hält ihr mit Tabak und Nasentro-

pfen getränktes Schnupftuch auf die Augen und stöhnt wie ein Mastochs. »Er ist todt!« schluchzt sie; »der arme Tamponnet muß todt seyn; er wird diese Nacht eine Gehirnobstruction oder sonst einen mörderischen Anfall bekommen haben!... Welch ein Verlust für Alphonsine! Der Mann war eine Perle, ein Phänomen unter den Männern; seit meinem zweiten habe ich keinen solchen Mann gesehen!« — Meine Thür that sich endlich auf und das Lamento hatte ein Ende. Als ich zum Vorschein kam, stieß Madame Potiche einen vollkommen dramatischen Schrei aus; dann sank sie gerührt in meine Arme und drückte mich an ihren Busen. Ich sträubte mich und sagte: »Nehmen Sie sich in Acht, Madame, ich bin nicht angekleidet; ich habe nur meine Hosenträger... Erlauben Sie, daß ich etwas überziehe.« Aber sie hörte nicht, sie drückte mich immer stärker an sich. Ich befand mich in einer sehr kritischen Lage. Endlich kam ein Wasserträger die Treppe herauf und machte der Umarmung ein Ende. — Ich fand Alphonsine so angegriffen und niedergeschlagen, daß ich sie nur durch das Versprechen, ihr einen längst gewünschten schönen Shawl zu kaufen, einigermaßen beschwichtigen konnte. Du siehst also ein, lieber Badinet, warum ich deine Einladung nicht annehmen kann. Wenn ich die Damen heute nicht nach Bercy begleitete, würde ich morgen früh wieder einen Besuch von Madame Potiche bekommen und ich gestehe, daß mir dieser Gedanke allen Muth benimmt. Alphonsine kann nicht mehr ohne mich leben; sie würde sterben, wenn ich einen Tag ausbliebe...«

»Oder Du müßtest sie mit einem Shawl curiren . . . und ich begreife, daß eine solche Vergötterung sehr kostspielig ist . . . Armer Theophilus, ich bedaure Dich und

muß Dich auslachen . . . Aber ich kann Dich nicht hindern, so zu leben, wenn es Dir Vergnügen macht, Du bist dein eigener Herr . . . Adieu, lieber Freund, ich schwöre Dir, daß ich Dich um dein Glück nicht beneide.«

Badinet drückt seinem Freunde die Hand und entfernt sich. Theophilus denkt: »Ich glaube wohl, daß er mich nicht beneidet. Ich möchte mich meines Glückes gern entledigen, es ist mir über den Kopf gewachsen. Ich wollte es ihm nicht gestehen, aber ich finde, daß Alphonsine zu viele Ansprüche macht, und Madame Potiche macht auf mich denselben Eindruck, wie Banco's Schatten auf Macbeth . . . obschon sie mit einem Schatten nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat . . . Badinet hatte vollkommen Recht: man sollte nie eine erklärte Maitresse haben; es muß viel angenehmer seyn, wie ein Schmetterling von einer Blume zur andern zu flattern . . . Aber ich bin schon in den gesetzten Jahren, und es ist schwer, so spät ein Zephyr zu werden.«

X.

Die kleine Loge.

Theophilus fährt noch einige Monate fort, seine Alphonsine und die unvermeidliche Madame Potiche spaziren zu führen; aber mit jedem Tage wird ihm die Last schwerer. Seitdem die dicke Dame die Hausgenossin der jungen Witwe geworden ist, fehlt sie bei keiner Landpartie, bei keinem Diner, bei keiner Spazirfahrt. Theophilus gab viel Geld aus; er hatte eine hübsche Rente, aber er wollte sein Capital nicht angreifen, und Madame Potiche, die einen

ungeheuern Appetit hatte und zwei Plätze in einer Loge und den ganzen Rücksitz in einem Wagen einnahm, kostete ihm fast so viel wie eine zweite Geliebte.

Eines Abends sollte Theophilus seine Witwe ins Theater führen und durch den Tabakgeruch ihrer dicken Freundin auf's Aeußerste getrieben, miethet er eine Loge, in welcher nur zwei Personen Platz haben. Als die Theaterstunde nahe ist, erscheint Madame Potiche mit Hut und Shawl. Theophilus nimmt allen seinen Muth zusammen und sagt zu ihr:

»Sie haben sich eine vergebliche Mühe genommen, Madame . . . Warum haben Sie Toilette gemacht? Wir können Sie nicht mitnehmen, denn die Loge, die ich gemiethet habe, hat nur zwei Plätze, ich konnte keine größere haben, weil schon alle vergeben waren.«

Die dicke Dame bleibt mitten im Salon stehen, wirft den Mund auf, als ob sie die Nase hineinstecken wollte, und sieht ihre Freundin mit einem Blicke an, der zu sagen scheint: »Was meinst Du dazu?«

Aber die schöne Alphonsine, die eben vor dem Spiegel steht, lächelt sich fortwährend an, zuckt die Achseln und sagt zu ihr:

»Du bist ja ganz verblüfft, arme Potiche! Merkst Du denn nicht, daß Theophilus nur Spaß macht? . . . Das fehlte noch! eine Loge, die nur Platz für zwei Personen hat . . . das ist ein schlechter Spaß!«

»Es ist die Wahrheit, Alphonsine,« erwiederte Theophilus. »Es gibt solche kleine Logen in allen Theatern . . . und zwei Personen finden hinlänglich Platz darin.«

»Aber Sie wissen doch, daß wir nicht zwei, sondern

drei sind; Sie hätten daher eine solche Loge nicht nehmen sollen.«

»Wir sind drei, weil wir Madame immer mitnehmen; aber wenn sie zu Hause bleibt, sind wir nur zwei.«

Madame Potiche zieht ihre Dose aus der Tasche und stopft sich die Nase voll Tabak; dabei läßt sie ein dumpfes ingrimmiges Knurren vernehmen, wie ein Hund, der beißen will.

Die schöne Alphonsine wirft ihrem Verehrer einen Blick zu, der zugleich Erstaunen, Unwillen und Aerger ausdrückt. Endlich sagt sie langsam und mit Nachdruck:

»Haben Sie vergessen was ich Ihnen sagte, bevor ich Ihnen den Zutritt in mein Haus gestattete? Haben Sie sich nicht verbindlich gemacht, alle meine Wünsche zu befriedigen? Ich glaube diesen Artikel unsers Vertrags nicht mißbraucht zu haben; es kann wohl Niemand bescheidener in seinen Wünschen seyn ... Habe ich zum Beispiel Equipage, Diamanten verlangt?«

»Ich habe Sie mit meinen Vermögensverhältnissen bekannt gemacht, liebe Freundin, und Sie wissen wohl, daß ich Ihnen alles dies nicht hätte geben können, ohne mich zu Grunde zu richten.«

»Diese Rücksichten kommen in der Liebe nicht in Betracht. Wenn ich Sie zu Grunde gerichtet hätte, so würden Sie mich noch zärtlicher lieben; Sie würden fürchten mich zu verlieren ... Doch nein, ich bin nicht wie Andere, ich begnüge mich mit einer einfachen Toilette, mit einem Fiaker, mit einer Theaterloge, wenn ein beliebtes Stück gegeben wird ... und ich nehme gern meine Freundin mit, die es aufrichtig mit mir meint und mich getröstet hat als ich das Unglück hatte, Witwe zu werden.«

Hier murmelt Theophilus einige Worte zwischen den Zähnen, aber so leise, daß ihn seine Angebetete nicht verstehen kann. Alphonsine fährt fort:

»Sie erlauben sich dagegen etwas einzuwenden; Sie miethen eine Loge, die nur für zwei Personen Platz hat! ... O pfui! das ist knauserig, lumpig!«

Madame Potiche, die bis dahin nur geknurrt und Tabak geschnupft hat, setzt hinzu:

»Ich mache mir nicht so ungeheuer viel aus dem Theater, ich habe genug Schauspiele gesehen ... es ist fast immer der gleiche Firlefanz. Es ist mir nur um die Gesellschaft der Frau von Krautmann zu thun. Ich brauche ja wenig Platz, und wenn wir ein bischen zusammen rücken ...«

»Genug, Madame Potiche, genug!« fällt ihr Alphonsine mit stolzem Selbstgefühl ins Wort. »Diese Bemerkung ist überflüssig, es ist genug, daß es mir so gefällt ... Lassen Sie das Logenbillet sehen, Theophilus; ich will mich überzeugen, ob nur für zwei Personen Platz ist.«

Theophilus überreicht ihr das Logenbillet. Alphonsine liest es, steckt es in den Busen und sagt:

»Es ist wahr, es ist nur eine Loge mit zwei Plätzen ... Komm, liebe Potiche; Herr Tamponnet wird im Theater schon einen andern Platz finden. Komm, es ist Zeit.«

Die schöne Witwe entfernt sich mit ihrer Freundin, die dem ganz verblüfften Theophilus zuflüstert:

»Nehmen Sie sich in Acht, Sie haben ihre Nerven gereizt ... sie ist im Stande, in einem Zwischenacte ohnmächtig zu werden ... dann wehe Ihnen, mein Fluch wird Sie treffen!«

Theophilus schaut den beiden Damen eine Weile nach; endlich entschließt er sich ihnen zu folgen, aber sie sind längst im Wagen und auf dem Wege zum Theater. Nach einigem Zögern begibt er sich zu Fuß ins Theater. Er nimmt ein Billet an der Casse; aber das Parterre ist überfüllt, er findet kaum noch Platz zum Stehen. Er bemerkt Alphonsine und Madame Potiche, die sich in ihren Fauteuils breit machen, während er, von allen Seiten gedrängt, sich auf den Fußspitzen heben muß, um den Souffleurkasten zu sehen. In dieser höchst unbequemen Stellung glaubt er zu bemerken, daß Alphonsine ihren Operngucker auf ihn richtet und dann ihre Nachbarin lachend ansieht.

Theophilus hält es nun nicht länger aus, er verläßt das Parterre und begibt sich in die von ihm gemiethete Loge, in welcher nöthigenfalls drei Personen Platz finden können, wenn die dritte Person im Hintergrunde steht oder sich ein Tambouret bringen läßt.

Die beiden Damen sahen sich um. Alphonsine schaut ihren Verehrer an, als ob er ein Fremder wäre, und sagt:

»Was wollen Sie?«

»Wie! was ich will? ich will ein Plätzchen hinter Ihnen, denn ich kann es in dem Gedränge nicht aushalten; ich bekomme den Wadenkrampf, wenn ich lange stehe.«

»Aber Sie wissen doch, daß diese Loge nur für zwei Personen ist; für drei ist nicht Platz.«

»Ich stelle das Tambouret dicht an die Thür . . . es wird schon gehen, wenn ich die Füße seitwärts halte.«

»Nein, ich will es nicht . . . es ist mir unausstehlich, den ganzen Abend Jemanden im Rücken zu haben.«

»Aber es ist anderswo kein Platz zu finden . . .«

»Das thut mir leid, aber für Sie ist in dieser Loge kein Platz; warum haben Sie eine so kleine Loge genommen?«

»Ist das Ihr letztes Wort, Madame?«

Alphonsine wendet sich dem Publicum zu und gibt ihm keine Antwort. Madame Potiche bietet ihm eine Prise an und sagt zu ihm:

»Die Leute sind wie die Sardellen zusammengedrängt . . . Gehen Sie ins Orchester und kriechen Sie hinter eine Baßgeige; man hört da sehr gut . . . Eine Prise gefällig? . . . Es ist schwarzer Corporal, den schnupfe ich lieber als Spaniol.«

Theophilus stößt die Dose so heftig zurück, daß der Tabak zum Theil in die Loge fällt. Madame Potiche stößt einen lauten Klageton aus. Aber ohne sich darum zu kümmern, verläßt Alphonsinens Verehrer in gereizter Stimmung das Theater. »So muß ich mich behandeln lassen!« sagt er, durch die Straßen eilend. »Das ist also der Dank für drei Jahre der Galanterie und Knechtschaft! . . . Jetzt will ich mein Joch abschütteln, ich will wieder frei werden. Ich wäre ein Thor, wenn ich diese Gelegenheit nicht benutzte . . . Die Undankbare soll mich nicht wiedersehen; und damit sie mir morgen früh die fürchterliche Madame Potiche nicht wieder zuschicke, gehe ich nach Hause, hole mir Geld, sage meinem Hausmeister, daß ich nach Rußland reise, und mache mich schon an diesem Abend aus dem Staube . . . nach Sèvres, Saint-Cloud oder Versailles. Dort halte ich mich einige Wochen versteckt, um von den Damen nicht aufgefunden zu werden.«

Theophilus bringt seinen Plan sogleich in Ausfüh-

rung. Noch an demselben Abend kommt er in einem Gast- hofe zu Versailles an.

Er bleibt einen Monat dort; er vertreibt sich die Zeit durch Spazirgänge im Park. Endlich denkt er: »Alphonsine muß angefangen haben mich zu vergessen; ich glaube, daß ich wieder nach Hause gehen kann.«

Er kehrt also wieder nach Paris zurück. Bald nach seiner Ankunft erfährt er, daß sein Platz in Alphonsinens Herzen seit neunzehn Tagen besetzt ist.

XI.

Eine Versuchung.

Einige Monate nach seinem Bruch mit der angeblichen Witwe ging Theophilus über den Boulevard. Er suchte vielleicht eine neue Eroberung; aber er war vorsichtig geworden und aus Furcht, wieder an eine zweite Alphonsine zu gerathen, hütete er sich insbesondere vor jungen Damen, die eine dicke Freundin haben.

Plötzlich bemerkt er einen Herrn, der eine Dame am Arme hat, und in diesem Herrn erkennt er seinen Freund Badinet. Aber je näher ihm der Freund kommt, desto größer wird seine Verwunderung über dessen verändertes Aussehen. »Das ist nicht mehr der Badinet von ehedem,« sagte er zu sich, »der Badinet, der mir vor etwa sechs Monaten eine Landpartie mit Grisetten vorschlug. Damals ging er höchst auffallend: Beinkleid und Weste excentrisch, Hut auf dem rechten Ohr, Lorgnette in der Hand; seine ungezwungene Haltung verrieth den Lebemann, den Zierbengel, den Mädchenjäger. Dieser hingegen, der auf mich zu

kommt, trägt sich wie alle Leute, geht ungemein verständig, hält den Kopf gerade, und wenn er mit seiner Dame spricht, so rennt er seine Nase nicht in ihr Gesicht, als ob er sie küssen wollte; sonst machte er's oft so . . . Wenn er es wirklich ist, so muß ihm etwas geschehen seyn, daß er sich so verändert hat.«

Badinet war's wirklich; sobald er Theophilus bemerkt, grüßt er ihn, steht mit seiner Dame still und sagt zu einem Freunde:

»Es freut mich unendlich, daß ich Dich sehe, lieber Freund, ich will Dich meiner Frau vorstellen... Liebes Kind, dies ist Herr Theophilus Tamponnet, ein vormaliger Camerad von mir... kein Schulcamerad, denn er hat nie eine Schule besucht, sondern ein... Jugendcamerad.«

Die Dame an Badinet's Arm ist weder schön noch häßlich, weder groß noch klein; sie gehört zu den Frauen, von denen man nichts sagt, und im Allgemeinen kann ein Mann keine bessere Wahl treffen, als eine Frau, von der nichts gesagt wird.

Sie begrüßte den Freund ihres Gatten mit einer artigen Verbeugung und sagte, es werde ihr immer viel Vergnügen machen, den Besuch seiner Jugendfreunde zu empfangen. Theophilus stammelt als Antwort auf dieses Compliment einige nichtssagende Worte, wie sie bei derlei Gelegenheiten üblich sind.

Badinet geht mit seiner Frau weiter, nachdem er zu seinem Freunde gesagt:

»Besuche uns, lieber Tamponnet Hier ist meine Adresse; es wird uns sehr angenehm seyn. Du bist von meiner Frau und von mir eingeladen, wenn Du jetzt nicht kommst, so ist es böser Wille.«

Theophilus schaut dem Ehepaar eine Weile nach, dann geht er ebenfalls weiter.

„So! Badinet ist verheirathet,“ sagt er zu sich. „Das ist sonderbar... und er scheint während seines kurzen Ehestandes schrecklich vernünftig geworden zu seyn; aber vielleicht nimmt er nur so lange als er bei seiner Frau ist, eine verständige Miene an... Es scheint ihm im Ehestande recht wohl zu behagen ... Er hat ein sehr glückliches Temperament, er war von jeher immer zufrieden. Seine Frau ist nicht sehr hübsch, aber sie scheint recht freundlich und liebenswürdig zu seyn ... wenn sie nur ihren Mann recht lieb hat: das ist die Hauptsache im Ehestande. Es handelt sich hier nicht mehr um eine Geliebte, die man laufen läßt, wenn sie ihre Ansprüche zu hoch spannt. Eine Frau nimmt man für das ganze Leben, folglich müssen sich die beiden Gatten, wenn sie glücklich miteinander leben wollen, ganz unendlich lieb haben; das ist meine Meinung. Badinet ist ein Pfifficus, er hat im Ganzen recht gute Ideen... warum sollte ich's nicht so machen, wie er? Warum sollte ich nicht auch heirathen? Ein Familienvater nimmt in der bürgerlichen Gesellschaft eine sehr ehrenvolle Stellung ein. Man hat Kinder, die dem Papa auf den Schooß klettern und liebkosen; man hat ein angenehmes, behagliches Leben im Kreise der Familie; man ist nicht mehr gezwungen, täglich im Gasthause zu speisen, was der Gesundheit gar nicht zuträglich ist, und wenn man nach Hause kommt, findet man Licht und ein geheiztes Zimmer und freundliche Gesichter... Alles dies ist sehr anlockend; ja, es ist beschlossen, ich will heirathen. Aber zuvor will ich mit Badinet sprechen, ich will ihn fragen, wie man's anfängt, wie

man sich dabei zu benehmen hat... er muß mir guten Rath geben, denn ganz allein würde ich nie heirathen können.«

Nach einigen Tagen begab sich Theophilus zu seinem Freunde Badinet, den er zufällig in seinem Cabinet allein findet.

»Ah! bist Du es, lieber Tamponnet? Das ist schön von Dir, daß Du die Neuvermälten besuchst. Meine Frau ist in diesem Augenblicke nicht zu Hause, aber sobald sie wieder kommt, wirst Du sie sehen...«

»Du bist sehr gütig, Badinet; jetzt ist es mir indeß gar nicht unlieb, Dich allein zu finden, um ein Weilchen mit Dir zu plaudern. Ich gestehe, daß ich mich sehr wunderte, als ich hörte, daß Du verheirathet bist...«

»Warum denn? eine Heirath ist ja immer das Ende vom Liede.«

»Das ist wahr, aber Du warst so flatterhaft... Du liebtest die Freiheit über Alles...«

»Glaubst Du denn, ich sey an meine Frau geschmiedet, weil ich verheirathet bin? Glaubst Du, es sey mir nicht mehr vergönnt, mit meinen Freunden fröhlich zu seyn, außer dem Hause zu speisen und mich zu zerstreuen, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet? Ich bin allerdings jetzt weit gesetzter, verständiger, als vormals; aber man wird der Jugendthorheiten am Ende überdrüssig .... und die Hauptsache bleibt immer, daß man als Garçon das Bewußtseyn hat, Alles thun zu können, was man will: wenn man kommen und gehen kann, ohne eine Gardinenpredigt und ein scharfes Examen fürchten zu müssen; da verliert man oft die Lust zum Umherlaufen. Weißt Du nicht daß die verbotene Frucht immer am anlockendsten ist?«

»Allerdings.«

»Wir kommen daher nicht in Versuchung, wenn uns nichts verboten wird.«

»Deine Frau verbietet Dir also nichts? Da hast Du ein seltenes Glück gemacht!«

»Ich habe eine vernünftige Frau geheirathet... eine Frau, die gar nicht dumm ist...«

»Einen Blaustrumpf?«

»Gott bewahre!... Meine Frau hat gesunden Verstand und ein richtiges Urtheil. Das ist seltener, als Geist und Witz, zumal bei den Frauen, und es ist bei einer Lebensgefährtin weit vorzuziehen.«

»Und deine Frau vergöttert Dich?«

»Wer spricht denn von Vergötterung! Wirst Du denn nie anders werden, armer Theophilus? Ich habe eine Frau, die mich so liebt, wie man einen Mann lieben muß, wenn man ihn glücklich machen und nicht martern will...«

»Diese Ansicht hätte ich bei Dir nicht erwartet. Diese ruhige, hausbackene Liebe genügt Dir also?«

»Ja wohl, lieber Freund, wir haben Beide gleiches Vertrauen zu einander, meine Frau ist durchaus nicht gefallsüchtig, und folglich bin ich nicht eifersüchtig. Ich habe nichts dagegen, wenn sie bei einer Freundin speist; wenn ich von Jugendfreunden zu einem Frühstück, das gemeiniglich bis zum Abend dauert, eingeladen werde, so nehme ich die Einladung ohne Bedenken an; und wenn ich nach Hause komme, erzähle ich meiner Frau, was geschehen ist, und anstatt mich auszuzanken, küßt sie mich. Glaubst Du nicht, daß es höchst angenehm sey, eine sanfte, nachsichtige, liebenswürdige Frau zu haben?«

»Ich will es nicht in Abrede stellen . . . aber wenn man dabei die Gewißheit hätte, recht innig geliebt zu werden.«

»Lieber Freund, die überspannten Gefühle dauern nicht lange, die Freundschaft hingegen nutzt sich nicht ab. Apropos, deine Generalswitwe vergötterte Dich, wenn ich mich recht erinnere... oder sie that wenigstens so... Ist eure gegenseitige Leidenschaft noch immer so glühend?«

»Ich sehe Alphonsine nicht mehr; ich habe mich ganz zurück gezogen.«

»Wie! Diese feurige Liebe...«

»Ihre Freundin, die dicke Potiche ist Schuld, daß ich Alphonsine verlassen habe.«

»Ich gratulire.«

»Höre, lieber Badinet, dein Beispiel verführt mich; ich habe große Lust zu heirathen... Du versicherst ja, daß man im Ehestande glücklich sey.«

»Ja, wenn man gut wählt.«

»O, ich werde gewiß gut wählen, ich werde mir Zeit nehmen und allen meinen Scharfsinn aufbieten . . . Aber sage mir, was hat man zu thun, wenn man heirathen will?«

»Zuerst sieht man sich nach einer Frau um, welche die gewünschten Eigenschaften besitzt, und wenn man sie gefunden hat, so ist das Uebrige sehr leicht.«

»Aber wo hat man die Unbekannte zu suchen?«

»In der Gesellschaft.«

»In welcher Gesellschaft?«

»Wie kannst Du so fragen? Besuchst Du denn keine Bälle, keine Soiréen?«

»Man hat mich oft eingeladen, aber ich bin nie hingegangen.«

»Du mußt hingehen, lieber Freund. Du findest heirathlustige Mädchen und Witwen in Hülle und Fülle; Du hast die Wahl. Ich werde auch einige kleine Tanzunterhaltungen geben, ich werde Dich einladen, bleibe nicht aus. Du wirst ein ganzes Sortiment von Mädchen finden.«

»Gut, ich werde in Gesellschaften gehen... Um leichter zu finden, was ich suche, werde ich beim Eintritt in einen Salon sagen: Ich suche eine Frau...«

»Das darfst Du nicht thun, man würde Dich auslachen.«

»Warum denn? Diogenes suchte ja einen Mann, und es scheint mir doch anständiger, eine Frau zu suchen, wenn man heirathen will . . . Wie wär's, wenn ich mich mit einer genauen Beschreibung meiner Person und meiner Vermögensverhältnisse in die Zeitung setzen ließe?«

»Pfui! was fällt Dir ein?... Das thun nur Leute, die nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht.«

»Es würde mir die Mühe des Suchens erspart haben. Nun, Du wirst mir mit Rath und That beistehen, und ich heirathe. Adieu.«

»Willst Du schon gehen, ohne meine Frau zu sehen?«

»Ich werde sie ein anderes Mal sehen; ich will vor Allem eine für mich suchen.«

XII.

Ein Porträt nach der Natur.

Einem jungen Manne, der wohlhabend ist und sich elegant kleidet, fehlt es nie an Einladungen, wenn er Gesellschaften besuchen will. Theophilus Tamponnet war bald für jeden Abend der Woche versagt.

Sobald er in einen Salon trat, musterte er die jungen Frauenzimmer; dann zog er Erkundigungen ein. In einer Gesellschaft findet sich immer ein Schwätzer, der den Lebenslauf jeder anwesenden Person zu erzählen weiß; solche Leute wissen immer genaue Auskunft zu geben, und nöthigenfalls machen sie Zusätze von eigener Erfindung.

Einen solchen Schwätzer fand auch Theophilus, und er begann sogleich sein Verhör:

»Können Sie mir sagen, wer die Blondine in dem blauen Kleide ist?«

»Die hübsche Blondine . . . ist Fräulein Hermine Guichelet, die Tochter der Madame Guichelet . . . Sie wissen doch, die wegen ihrer Schönheit und ihrer galanten Abenteuer so bekannt ist?«

»Nein, ich kenne die Dame nicht.«

»Sie kennen sie nicht? Das wundert mich; Jedermann hat sie gekannt.«

»Ich habe es nie gemacht wie andere Leute.«

»Man spricht noch jetzt von ihr; sie ist nahe an vierzig, aber noch sehr hübsch.«

»Und die Blondine ist ihre Tochter?«

»Ja, und sie ist sehr gebildet; sie spielt Piano wie Herz, zeichnet wie Lorsay, tanzt wie Cellarius, reitet wie Baucher, macht Verse wie Méry, macht Luftfahrten wie . . .«

»Sie macht Luftfahrten? . . . Ich bin Ihnen sehr verbunden, ich will nicht mehr von ihr wissen. Wenn sie im Luftballon aufsteigt, habe ich genug.«

»Warum denn? Ich weiß nicht, aus welchem Grunde Sie sich nach dieser jungen Dame erkundigen, aber ich kann Sie versichern, daß heutzutage die anständigsten Personen mit einem Ballon aufsteigen, wenn eine schöne Luftfahrt veranstaltet wird; es ist sehr in der Mode und wird mit Recht als ein Beweis des Muthes angesehen. Man macht in der Luft eine Reise von einigen Stunden . . . und wenn der Ballon nicht platzt, oder das Gas nicht ausströmen läßt, oder nicht Feuer fängt, oder seine senkrechte Stellung nicht verliert, oder nicht an einem Baume hängen bleibt, oder nicht ins Wasser fällt, so ist nicht die mindeste Gefahr damit verbunden . . . und am andern Tage liest man seinen Namen in den Zeitungen mit der Beschreibung der Luftfahrt. Das ist sehr schmeichelhaft.«

»Ja wohl, sehr schmeichelhaft. Aber ein Fräulein, das mit einem Luftballon aufsteigt, wird auf dem Seil tanzen wollen, wenn sie verheirathet ist . . . Sehen Sie, neben der Blondine sitzt eine junge Schöne, die ungemein sittsam und bescheiden zu seyn scheint. Die wird gewiß keine Luftfahrten machen.«

»Das Fräulein mit dem Blumenkranze? Sie heißt Sophie Folliquet. Sie ist hier mit ihrer Tante, die sie erzogen hat und ausstatten wird, wenn sie sich verheirathet. Man hat sie sehr streng gehalten, und sie geht erst seit eini-

gen Monaten in Gesellschaften. Sie scheint sehr schüchtern zu seyn und weint bei der geringsten Veranlassung. Sie hat eine hübsche Stimme; aber wenn sie aufgefordert wird zu singen, weint sie; wenn man sie ersucht, auf dem Piano eine Quadrille zu spielen, weint sie; wenn man sie zum Tanz engagiren will, weint sie; wenn sie an den harmlosen Spielen anderer Mädchen Theil nehmen soll, weint sie.«

»Mein Gott! das Mädchen ist ja ein Wasserfall! Wenn sie meine Frau wäre, würde ich sie mitten in ein Bassin stellen; sie würde dann wahrscheinlich nicht weinen, wenn man sie darum ersuchte. Sie muß sich in Gesellschaften nicht gut unterhalten ... Gehen wir zu Andern über. Dort auf dem Divan sitzt eine hübsche Brünette, die in einem Album blättert. In ihren schönen schwarzen Augen, in ihrer Gesichtsbildung ist etwas Spanisches, Andalusisches. Dieses Fräulein weint gewiß nicht über eine Kleinigkeit.«

»Entschuldigen Sie, die junge Dame, von der Sie jetzt sprechen, ist kein Fräulein, sie ist Witwe.«

»Witwe und noch so jung! Sie kann höchstens zwanzig Jahre alt seyn.«

»Noch nicht ganz. Neunzehn Jahre und acht Monate. Ich weiß es genau, ich habe ihren Pathen gekannt. Aurelia, so heißt die schöne Brünette, heirathete mit sechzehn Jahren einen Mann von fünfundzwanzig, der sie vergötterte. Er liebte sie zum Rasendwerden, er war schlimmer als ein Anbeter. Am Tage nach der Hochzeit ging er mit seiner jungen Frau auf Reisen; aber da er auf Reisen noch nicht genug allein mit ihr war, ging er nach Frankreich zurück, kaufte in der Nähe von Montmorency eine kleine Villa und sperrte sich mit seiner Aurelia ein. Die beiden Gatten empfingen keine Besuche, gingen nie aus, und

wiederholten unaufhörlich ihre Liebesschwüre. Vergebens suchten Verwandte und Freunde den Gemal von der Lächerlichkeit seines Benehmens zu überzeugen, sie wurden nicht vorgelassen und ihre Briefe blieben unbeantwortet. Endlich nach einem Jahr erschien das zärtliche Paar wieder in der Hauptstadt. Die junge Frau war noch schöner geworden; der Mann war so mager wie ein Haubenstock, und drei Monate später starb er an der Lungenschwindsucht. Aurelia war so trostlos, daß man für ihr Leben fürchtete; sie wollte ihrem Gatten ins Grab folgen, sie wollte sich erdolchen, vergiften . . . Aber solche übertriebene Schmerzen sind nie von langer Dauer. Jetzt tanzt die reizende Aurelia die ganze Nacht Mazurka und Quadrille, und es haben sich schon mehre Bewerber gefunden, die den Verstorbenen zu ersetzen wünschen.«

»Ich finde das ganz begreiflich . . . Aber die junge Dame hat gar zu schwarze Augen und ein zu ausdrucksvolles Gesicht. Ich bin der Meinung, daß sie ein weiblicher »Blaubart« ist. Mädchen sind mir lieber als Witwen . . . Dort am Piano stehen zwei und plaudern; sie sind nicht schön, aber recht angenehm und heiter. Die heitern Frauenzimmer habe ich sehr gern . . . Kennen Sie die beiden Mädchen?«

»Ich kenne den ganzen Salon, und kann Ihnen alle Damen an den Fingern her zählen. Die Kleine mit der Stumpfnase und dem lebhaften Gesicht ist Fräulein Rosa Desbois, sie ist zweiundzwanzig Jahre alt, aber sie sieht aus wie siebzehn. Sie ist sehr heiter, ziemlich geistreich, aber sehr spottsüchtig. Sie ist schon fünfmal Braut gewesen, aber die Heirathen sind durch ihre Schuld nie zu Stande gekommen . . .«

»Nicht möglich! Ist sie etwa in einem Modistinneninstitut gewesen?«

»Nein. Sie lacht und scherzt zwar gern, aber auf ihrer Tugend haftet nicht der kleinste Makel, man weiß von ihr nicht das geringste zweideutige Abenteuer.«

»Warum sind denn die Heirathen nicht zu Stande gekommen?«

»Das will ich Ihnen sagen. Einmal hat sie sich den Spaß gemacht, ihrem Bräutigam Nadeln in die Waden zu stecken. Es war an dem Tage, wo der Ehevertrag unterzeichnet werden sollte. Er trug enge Beinkleider, die sich fest an seine Waden schmiegten. Fräulein Rosa wollte sich vermuthlich überzeugen, ob ihr Bräutigam wirklich so schön gewachsen sey, wie er schien. Als er mit einem Dutzend Stecknadeln in den Waden erschien, entstand ein allgemeines Gelächter, und der Bräutigam ging zornig fort, um nicht wieder zu kommen. — Ein anderes Mal warf sie einem Herrn, der um ihre Hand warb, einen kleinen Haken an einem seidenen Faden auf den Kopf. Es begann eben eine Quadrille, und als der Herr forteilte, um sich eine Tänzerin zu holen, verlor er seine Perrücke, die der kleine Schalk mit dem Haken an sich gezogen hatte. Der Glatzkopf verschwand wie der erste Bräutigam. — Ein anderer Bewerber sprach beständig von seinem Muthe und von den Duellen, die er gehabt; Fräulein Rosa wollte ihn auf die Probe stellen: sie ließ anonyme Briefe schreiben, in denen er mit dem Tode bedroht wurde, wenn er von Mademoiselle Desbois nicht abließe. Der Eisenfresser stellte seine Besuche ein, und man hörte nichts mehr von ihm. — Ein anderes Mal endlich war die Hochzeit schon vor der Thür; alle Vorkehrungen waren getroffen, ich glaube sogar, daß der Tag schon festgesetzt war. Aber

der Bräutigam, der sich übrigens in glänzenden Verhältnissen befand, bildete sich sehr viel ein: er gab sich das Ansehen eines Gelehrten, eines Poeten, bekrittelte Alles was Andere thaten, fand Alles erbärmlich, abscheulich. Er hatte angeblich viele Theaterstücke geschrieben, aber nie unter seinem Namen. Wenn ihn Rosa fragte, welche Stücke er geschrieben, so antwortete er, seine Bescheidenheit verbiete ihm, sie zu nennen. Wurde ein Lied gesungen, dessen Verfasser nicht bekannt war, so gab er zu verstehen, es sey von ihm. Endlich brachte er seiner Braut fast täglich sehr hübsche Verse, die er auf dem Wege gedichtet haben wollte. Aber bei der schalkhaften Rosa ist es schwer, ein Talent zur Schau zu tragen, das man nicht hat. Sie sagte oft: Ja, mein Bräutigam widmet mir sehr hübsche Lieder, seine Verse sind schön! aber ist er auch wirklich der Verfasser? Wie er behauptet, dichtet er mit außerordentlicher Leichtigkeit, schüttelt er die Verse und Reime aus dem Aermel. Ich muß ihn auf die Probe stellen. — Der Bräutigam wurde eben zum Besuch bei Rosa's Eltern auf dem Lande erwartet. Er kam mit Liedern und Sonetten, komischen und ernsthaften Gedichten an . . . natürlich alle aus seiner Feder geflossen. — »Sie sind sehr galant,« sagte Rosa zu ihm; »aber ich habe Sie noch um etwas zu bitten. Ich habe eine Tante, deren Namenstag übermorgen ist; sie heißt Margarethe. Haben Sie die Güte und machen Sie mir heute ein Gedicht. Meine Tante hatte einen Pudel, den sie sehr lieb hatte; er ist gestorben, sie hat ihn ausstopfen lassen, und ich brauche nun ein Gedicht auf ihren Pudel. — Der Bräutigam biß sich in die Lippen, kratzte sich hinter den Ohren und antwortete: »Diese Andeutungen genügen mir, ich bringe Ihnen das Gedicht, wenn ich wieder

komme.« — »Nicht doch,« erwiederte Rosa; »haben Sie mich denn nicht verstanden? Meine Tante kommt übermorgen hieher; es ist ihr Namenstag, und dazu muß ich das Gedicht haben . . . Es ist ja eine Kleinigkeit für Sie, denn Sie dichten so leicht und schnell. Schließen Sie sich ein Weilchen in Ihrem Zimmer ein und Sie werden bald damit fertig seyn.« — Der Bräutigam schien sehr verdrießlich. Er wollte durchaus nach Paris, um etwas zu holen, das er angeblich vergessen; aber Rosa ließ ihn nicht fort, denn sie war überzeugt, daß der angebliche Dichter Jemanden in seinem Solde hatte, der für ihn arbeitete und alle diese Verse machte, die der Bräutigam für seine eigenen Geistesproducte ausgab. Sie schob ihn in ein Zimmer, sperrte ihn ein und sagte zu ihm: »Arbeiten Sie; wenn Sie fertig sind, läuten Sie; dann komme ich um Sie zu befreien.« — Der Bräutigam machte sonderbare Grimassen, als er seine Gefangenschaft antrat. Es war ein Uhr Mittags, und um fünf Uhr hatte er noch nicht geläutet. Man wollte sich zu Tische setzen. Rosa schloß die Thür auf; ihr Gefangener war eingeschlafen; vor ihm stand ein Tisch mit Federn, Tinte und unbeschriebenem Papier. — »Sind Sie fertig?« sagte Rosa. — Der Herr entschuldigte sich mit Kopfschmerzen. Abends versicherte er, er habe zu viel gegessen, um dichten zu können. Aber am folgenden Tage nach dem Frühstück sperrte ihn Rosa wieder ein. Als er seiner Haft entlassen wurde, um zum Diner zu gehen, sah er ganz verstört aus. Der Unglückliche hatte sich den Kopf zerbrochen, um etwas einem Gedicht Aehnliches zusammen zu stoppeln, oder sich wenigstens an einige passende Verse zu erinnern; er hatte nichts gefunden. Die Grabschrift auf den Pudel hatte er angefangen, auf dem Papier standen

die Worte: »Hier liegt ein Hund begraben.« — »Nehmen Sie sich in Acht,« sagte Rosa mit spöttischer Miene, »meine Tante kommt morgen, und es bleibt Ihnen nur dieser Abend, um das Gedicht zu machen.« Aber am andern Morgen war der angebliche Poet fort, und kam so wenig wieder wie die Andern.«

»Dies beweist,« erwiederte Theophilus, »daß die Mädchen viel wagen, wenn sie die Heirathscandidaten auf die Probe stellen. Das kleine Stumpfnäschen scheint mir zu schalkhaft zu seyn, sie wird schwerlich unter die Haube kommen . . . Wer ist die Andere, mit der sie spricht?«

»Es ist Fräulein Cäcilie Noirmont, ein sehr gutes, sanftes, liebenswürdiges Mädchen. Sie wird eine vortreffliche Hausfrau werden, denn sie versteht Alles was zum Hauswesen gehört, sie kann sogar Gurken und Paradiesäpfel einmachen.«

»Aber wie kommt es denn, daß sie noch nicht verheirathet ist? Sie muß dreiundzwanzig Jahre alt seyn.«

»Nein, sie wird zu Ostern erst zwanzig; ich weiß es genau, ich war der intime Freund ihres seligen Vaters. Sie sieht älter aus als sie ist, weil sie früh vernünftig geworden ist. O, sie wird einen Mann sehr glücklich machen.«

»Sie haben mir nicht gesagt, warum sie noch nicht verheirathet ist. Sie hat vielleicht kein Vermögen?«

»O ja, sie hat etwa fünfzigtausend Francs.«

»Dann ist es um so mehr zu verwundern, daß dieses recht hübsche Mädchen noch ledig ist.«

»Ja, das ist sehr zu verwundern; es ist mir unbegreiflich. Aber Sie wissen ja, die jungen Männer sind heutzutage gar sonderbar; sie wissen die soliden Eigenschaften nicht zu schätzen. Daher kommt es vielleicht, daß die gute Cäci-

lie . . . Doch das ist nicht ihre Schuld, man ist so ungerecht.«

»Was denn? was meinen Sie?«

»Gar nichts.«

»Ich glaubte, Sie wollten noch etwas sagen . . . Hören Sie, es wird das Zeichen zum Tanz gegeben. Ich habe Lust, dieses Fräulein zu engagiren . . . ihr Gesicht ist nicht übel . . . und ein junges Frauenzimmer, das Gurken und Paradiesäpfel einmachen kann, ist immerhin zu berücksichtigen . . . es wäre immer möglich . . . Kurz und gut, ich will sie auffordern.«

»Gehen Sie, es ist sehr schön von Ihnen.«

Theophilus eilt auf die beiden Mädchen zu; er macht die anmuthigste Verbeugung, die ihm zu Gebote steht, und fordert Cäcilie zum Tanze auf.

Cäcilie scheint sich zu wundern, aber sie nimmt die Aufforderung an. Theophilus glaubt zu bemerken, daß sich ihre Freundin Rosa umsieht, um zu lachen. Er denkt: »Das ist die Spötterin; sie wird gefunden haben, daß ich meine Worte nicht gut wählte.«

Aber der Tanz beginnt. Theophilus bietet seiner Tänzerin die Hand; sie hüpft neben ihm her und er denkt: »Sie scheint sehr tanzlustig zu seyn.« Aber bald entdeckt er die Wahrheit: Cäcilie hinkt sehr stark; sie weiß dieses Gebrechen im raschen Tanz ziemlich gut zu verbergen, aber in der »chaine des dames« und in der »promenade« ist es sehr bemerkbar.

Als die Quadrille zu Ende ist, geht Theophilus wieder zu dem redseligen Herrn und sagt zu ihm:

»Sie hinkt ja . . . und zwar sehr stark.«

»Ja, etwas . . . aber nur mit einem Fuße.«

»Ach! wenn Sie mir das früher gesagt hätten ... Jetzt finde ich es begreiflich, daß sie noch nicht unter die Haube gekommen ist.«

»Aber wenn sie sitzt, merkt man's gar nicht.«

»Das ist wahr; aber man nimmt keine Frau, um sie beständig sitzen zu lassen, man müßte denn die Absicht haben, sie hinter einen Ladentisch zu setzen.«

Nachdem Theophilus alle diese Erkundigungen im Interesse seiner Heirathsprojecte eingezogen hatte, ging er zu seinem Freunde Badinet.

»Nun, wie steht's mit der Freierei?« fragte Badinet. »Gibt es keine Mädchen in den Gesellschaften, die Du besuchst?«

»O ja wohl; Du hast Recht, an Mädchen fehlt es nicht ... Ich habe sogar Erkundigungen eingezogen; man findet überall redselige Leute, die gern Alles auskramen, was sie wissen ... und vielleicht auch nicht wissen ... Ich habe sehr viel gehört, man könnte mehre Zeitungsblätter damit füllen.«

»Hast Du noch keine nach deinem Wunsch gefunden?«

»Ich glaube nicht ... es ist sehr schwer.«

»Nun, verliere nur den Muth nicht. Nächsten Sonnabend geben wir eine Soirée. Es wird getanzt, gespielt ... kurz, ich hoffe, daß sich die Gesellschaft gut unterhalten wird.«

»Werden auch Mädchen kommen?«

»Ja wohl, viele Mädchen; es ist eine darunter, die ganz passend für Dich seyn würde ... sie ist recht hübsch ...«

»Und hinkt nicht?«

»Was fällt Dir ein! es ist nicht eine einzige hinkende darunter.«

»Nun, das freut mich, lieber Badinet; denn unlängst habe ich mit einer Hinkenden getanzt... übrigens gefiel sie mir recht gut; aber hinkende Frauenzimmer kann ich nicht ausstehen... Schielen mag sie so viel als es ihr beliebt, daran liegt mir nichts; ich habe sogar eine Menge schielender Damen gesehen, die sehr hübsch waren; sie wären gewiß nicht so picant gewesen, wenn sie mit beiden Augen geschaut hätten, wie andere Leute.«

»Lieber Theophilus, die liebenswürdige Schöne, die ich Dir zugedacht habe, schielt nicht; ich hoffe, daß sie Dir gefallen wird... Mache Dich am Sonnabend recht schön und verführerisch; sey liebenswürdig, galant und Du wirst keinen Korb erhalten.«

»Warum sagst Du mir ihren Namen nicht sogleich?«

»Es ist besser, wenn Du sie nicht kennst, Du würdest in Verlegenheit kommen und Dich linkisch benehmen.«

»Glaubst Du?«

»Es ist nicht zu bezweifeln . . . Du hältst ja viel auf Sympathie, es muß Dir daher lieber seyn, wenn Du sie nicht kennst; Du wirst dem Zuge deines Herzens folgen.«

»Gut, ich werde gegen alle Mädchen galant seyn.«

»Daran wirst Du wohl thun; es ist das einzige Mittel, sich bei den Weibern in Gunst zu setzen. Man hat gemeiniglich wenig Erfolg zu hoffen, wenn man einer Einzigen den Hof macht; man macht sich hingegen interessant, wenn man einer Jeden etwas Schönes sagt.«

XIII.

Eine Soirée bei Badinet.

Der famöse Sonnabend ist da. Theophilus hat sich für diese Soirée einen neuen Frack machen lassen, in welchem er sich höchst unbehaglich fühlt. Dadurch muß sein Benehmen natürlich noch linkischer, unbeholfener werden, als gewöhnlich; um den Stutzer zu spielen, um zu gefallen, zwängt er sich in ein Kleidungsstück, das ihm jede freie Bewegung unmöglich macht und trägt eine Cravate von schwarzem Atlas, die ihm nicht erlaubt, den Kopf zu drehen, ohne sich die Wangen wund zu reiben; aber es gibt Leute, die in Allem, was sie thun, ungeschickt werden: wenn sie sich schön machen wollen, so machen sie sich lächerlich.

Endlich, um sich auf der Stelle als süßen Herrn zu erkennen zu geben, hat es Theophilus für nothwendig gehalten, sich zu parfümiren. Sein Haar duftet nach Vanille, sein Hemd nach Rosen, seine Handschuhe nach Jasmin, sein Schnupftuch nach Orangeblüthe und alle diese Essenzen verbreiten einen so starken Geruch, daß man ihn auf zehn Schritte riecht und neben ihm in einem Parfümerieladen zu seyn glaubt.

Sobald er in Badinet's Salon erscheint, werfen alle Anwesenden die Nasen auf und denken: Wahrscheinlich wird Madame Badinet mit einem Blumenstrauß beschenkt. Der Strauß muß sehr schön seyn, denn er durchduftet das ganze

Zimmer; es wird wahrscheinlich ein wohlriechender Strauch, ein Orangenbaum seyn.

Alle Augen wenden sich der Salonthür zu. Man ist ganz erstaunt, einen Herrn eintreten zu seyn, der ganz und gar keine Aehnlichkeit mit einem Orangenbaum hat und auf den ihm entgegengehenden Badinet losstürzt. Theophilus, der schon durch seinen Dunstkreis die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, macht sich noch mehr durch seine Unbeholfenheit bemerklich; denn während er auf den Herrn vom Hause zueilt, tritt er einen unweit der Thür sitzenden alten Herrn auf den Fuß und bleibt an dem Kleide einer Dame hängen, die laut aufschreit, als sie sieht, daß der parfümirte Herr einen ihrer Volants mitschleppt.

Badinet hält Theophilus sogleich in seinem schnellen Laufe auf und schiebt ihn etwas zurück. Theophilus macht sich mit Mühe aus dem Volant los, und wendet sich zu der trostlosen Dame mit den Trostesworten:

»Es hat nichts zu bedeuten, Madame . . . lassen Sie es gehen.«

»Wie! es hat nichts zu bedeuten?« erwiedert die Dame. »Ich finde, daß es sehr viel zu bedeuten hat.«

»Riechst Du denn so stark?« sagt Badinet lächelnd zu seinem Freunde.

»Ob ich rieche? . . . Was willst Du damit sagen?«

»Du duftest nach Vanille, Jasmin und Orangeblüthe, wie ein Riechsäckchen.«

»Ja, ich habe mich parfümirt. Ist das nicht distinguirt?«

»Ja wohl; ich fürchte nur, daß Du zu stark duftest. Doch wir wollen hoffen, daß der Geruch verfliegen wird . . . Sage doch meiner Frau einen guten Abend.«

»Allerdings . . . Aber sage doch, ist sie hier?«

»Wer, meine Frau?«

»Nein, die Andere . . . die Bewußte, die nach deiner Meinung für mich . . .«

»Vor Mitternacht sage ich Dir nichts. Bis dahin sey recht galant und liebenswürdig, spiele, tanze, plaudere, thue was Du willst.«

Theophilus begrüßt die Dame vom Hause; aber während er ihr das übliche Compliment macht, wendet er seine spähenden Blicke rechts und links; denn in der Nähe der Madame Badinet bemerkt er viele Mädchen; auch am Piano sieht er noch eine Mädchengruppe. Er findet sie Alle hübsch; er glaubt von Allen scharf beobachtet zu werden; er erröthet bis über die Ohren; er fühlt sich in seinem Frack und seiner Cravate mehr als beengt und gibt verkehrte Antworten, die seine Verlegenheit noch vermehren.

Dann entfernt sich Theophilus von der Stelle, wo er der Zielpunkt aller Blicke ist. Sein Rückzug bereitet ihm neue Verlegenheiten: er tritt die Hauskatze auf den Schweif und wirft einen durch den Salon laufenden vierjährigen Knaben um. Die Katze winselt, der Knabe weint; Theophilus wendet sich zu der Mama, die ihr Kind zu beschwichtigen sucht.

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Madame; es thut mir leid um den schönen Angorakater . . .«

Die Dame fühlt sich sehr beleidigt und sieht ihn mit zürnendem Blicke an. Theophilus wendet sich zu dem miauenden Kater und setzt hinzu:

»Wie klug er aussieht! Ich wette, daß er die Buch-

staben schon kennt . . . Und er ist noch nicht fünf Jahre alt; er sieht seiner Mutter sehr ähnlich!«

Alle Mädchen fangen an zu lachen, nur die Mutter des kleinen Knaben bleibt ernst. Theophilus, der noch mehr eingeschüchtert ist, flüchtet sich in einen Salon, wo gespielt wird.

»Das ist zu viel,« sagt er für sich. »Ich weiß nicht was die Mädchen von mir wollen . . . Ich will warten, denn ich könnte mich vergaloppiren. Dann will ich die hübschesten zum Tanz auffordern . . . wo möglich, will ich keine Kinder mehr über den Haufen werfen. Die Mutter des Kleinen schien mich mit den Augen durchbohren zu wollen.«

In dem Nebenzimmer wird an einem Tische Whist, an einem andern Bouillotte gespielt. An dem Whisttische sitzen drei Herren und eine Dame. Diese vier Spieler sehen sehr ernst und nachdenkend, zuweilen grimmig aus; sie scheinen nicht zu ihrer Unterhaltung zusammengekommen zu seyn. Von Zeit zu Zeit hört man einen Seufzer; Einer blickt zum Himmel auf, ein Anderer ballt zornig die Faust und die Dame murmelt zwischen den Zähnen:

»Ich will nichts sagen . . . ich sage nichts . . . weil man nichts sagen darf; aber dieses Spiel begreife ich nicht. Mein ganzer Plan ist vereitelt . . . ich erkläre, daß mir der Verstand still steht!«

Theophilus tritt näher und sieht dem Herrn, der am tiefsten nachzusinnen scheint, in die Karten. Zuweilen stützt dieser denkende Spieler drei Minuten den Kopf in die Hand, ehe er seine Karte wegwirft. Ein Kenner findet darin einen Beweis geschickter Combinationen.

Es wird Carreau ausgespielt. Der denkende Herr zieht sich zusammen, wie ein Igel und macht mehre Minuten lang seine Berechnungen; endlich, nach langem Zögern, läßt er seine Karte los; es ist Carreau, er hatte keine andere Farbe in der Hand.

Theophilus entfernt sich von dem Whisttische und sagt zu sich: »Wenn dieser Herr deshalb fünf Minuten seinen Kopf in der Hand hält, ehe er sich entschließt eine Karte auszuspielen, so mag ich keinen Unterricht bei ihm nehmen . . . Ich will mir die Bouillotte ansehen; die Spieler sehen wenigstens vergnügter aus . . . sie werfen einander keine grimmigen Blicke zu.«

Die vier jungen Leute, die Bouillotte spielen, scheinen sehr gute Freunde zu seyn, denn sie begleiten ihr Spiel mit höchst picanten Witzen und werfen einander scherzweise die beleidigendsten Namen zu. Die Bouillotte erhält dadurch einen sehr originellen Charakter.

»Du spielst aus, langer Israel.«

»Ihr habt noch nicht gesetzt, ihr Gaudiebe . . . der Einsatz ist doppelt.«

»Ich wette, der Knauser Lasselle gewinnt wieder.«

»Ich heiße nicht Lasselle... Ihr englisirt mich immer.«

»Ich spiele.«

»Ich auch.«

»Ich passe.«

»Or et bijou?«

»Was heißt das?«

»Du bist weit in der Cultur zurück . . . es heißt: mein Alles.«

»Worin besteht dein Alles?«

»Es ist nicht von Bedeutung . . . zwölf . . . fünfzehn . . . siebzehn Francs fünfzig Centimes.«

»Er hat drei gleiche Karten, der Schnapphahn . . . Gut, ich halte. Vierzig in Coeur . . . der Spitzbub hat gewonnen.«

»Du siehst wohl, daß ich keine drei gleichen Karten hatte.«

»Es ist egal, ich hätte nicht halten sollen, ich spiele zu leichtsinnig . . . deshalb verliere ich immer.«

»Du Gaudieb! hast Du nicht erst am Mittwoch gewonnen?«

»Ja wohl . . . aber in diesem Augenblicke verliere ich vierzig Francs.«

»Ich dreißig.«

»Ich gewinne nicht.«

»Ich habe meinen Einsatz nicht wiederbekommen.«

»Ich konnte es denken, Jedermann verliert . . . bei der Bouillotte geht's immer so.«

Nach einer Weile erscheint Badinet im Spielzimmer.

»Was machst Du da?« fragte er Theophilus.

»Ich sehe dem Spiel zu.«

»Wie! Du suchst die Gesellschaft der Männer? Glaubst Du Dich damit bei den bewußten Mädchen beliebt zu machen?«

»Höre, lieber Badinet. Ich habe schon so viele Dummheiten im Salon gemacht, daß ich mich fürchte . . .«

»Komm nur. Aber es ist schade, daß Du so stark duftest. Wie kommst Du auch auf die Idee, Dich in ein Riechsäckchen zu verwandeln! . . . Komm nur, es wird sogleich getanzt . . . wähle Dir nach Gefallen eine Tänzerin.«

»Wenn es aber nicht die Bewußte ist?«

»Wähle nur.«

Theophilus begibt sich wieder in den Salon, wo getanzt wird. Er mustert alle Mädchen, und seine Wahl fällt auf eine ziemlich hübsche Brünette, die etwas blaß und sentimental aussieht. Er engagirt sie zum Contretanz, sie nimmt die Aufforderung an, und bald hat er sich mit seiner Tänzerin angestellt. Die Brünette sieht ihn von der Seite an, und scheint zu erwarten, daß er ihr etwas sage.

Theophilus besinnt sich eine Weile, um nicht etwas Alltägliches zu sagen; endlich beginnt er:

»Ich glaube, der Fußboden ist zu stark gewichst...«

»Glauben Sie!«

»Es muß sehr glatt zum Tanzen seyn . . . Sind Sie noch nicht gefallen, mein Fräulein?«

»Nein, mein Herr; aber Sie machen mir Angst, ich wage kaum einen Pas zu machen.«

»O, es schadet nichts, mein Fräulein, wenn Sie auch ein Bischen ausgleiten.«

»Aber ich will nicht ausgleiten.«

»Beruhigen Sie sich, ich werde Sie halten.«

»Mein Gott! wie riecht es hier nach Blumen! Finden Sie das nicht auch?«

»Ja, es ist wahr . . . es riecht nach allerlei Blumen . . . aber es riecht gut.«

»Allerdings, aber zu stark . . . Es ist sonderbar, ich sehe keine Blumen im Salon . . . sie müßten denn hinter den Vorhängen aufgestellt seyn.«

Das Paar kam nun an die Reihe, und das Gespräch wurde abgebrochen. Theophilus hätte recht gut getanzt, aber sein zu enger Frack hindert seine Bewegungen; seine steife Cravate macht jede Drehung des Halses unmöglich, und der glatte Fußboden scheint unter seinen Füßen zu wei-

chen. Alle diese Hindernisse geben seinem Tanz weder Anmuth noch Leichtigkeit; überdies hat er als Vis-à-vis eine kleine schalkhafte Blondine, die beim Tanzen gar anmuthig lächelt; aber so oft als Theophilus ausgleitet, verwandelt sich ihr Lächeln in ein lautes Gelächter, das sie zu unterdrücken sucht, aber nicht zurückzuhalten vermag.

Theophilus, der das spöttische Lächeln der Blondine bemerkt hat, kommt in noch größere Verlegenheit, so oft als die Tanzfigur ihn nöthigt, vor ihr seine Evolutionen zu machen. Seine Füße verwickeln sich, er irrt sich in der Tanzfigur, gleitet aus, erhält sich aber im Gleichgewicht, und kehrt ganz verblüfft zu seiner Tänzerin zurück. Diese lacht ihm wenigstens nicht ins Gesicht, sie ist vielmehr höchst befangen, als er ihr nahe kommt, ihr Busen wogt, ihre Blicke werden schmachtend, und von Zeit zu Zeit drückt sie die Hand auf die Stirn.

Theophilus bemerkt den Eindruck, den er auf seine Tänzerin macht. »Diese muß die Bewußte seyn,« sagte er zu sich. »Sie gefällt mir: sie hat ein schwermüthiges Gesicht, es liegt etwas Romantisches in ihrem Wesen. Sie würde mich gewiß lieben; man hat ihr vielleicht einige Worte über mich und mein Project zugeflüstert. Das liebe, zartfühlende Kind! es ist eine Sympathie der Seelen zwischen uns. Sie ist nicht so leichtfertig, nicht so frivol, wie die Blondine gegenüber. Die Blondine ist allerdings recht hübsch, aber ich kann sie nicht leiden. Sie läßt mich nicht aus den Augen, wenn ich tanze . . . Wie boshaft, wie spöttisch sie aussieht! sie ist die Ursache, daß ich falsche Touren mache und so oft ausgleite . . . Ach, mein Gott! die Reihe kommt an mich . . . cavalier seul . . . der fatale Frack!«

Theophilus beginnt seinen Solotanz; er gibt sich alle erdenkliche Mühe anmuthig und ungezwungen zu tanzen; wahrscheinlich bringt er dadurch die entgegengesetzte Wirkung hervor, denn bald hört er das Kichern seines blonden Vis-à-vis. Dieses Kichern raubt ihm vollends die Fassung; er will einen großartigen Effect machen, der die lose Spötterin zum Schweigen bringen soll, und wagt einen kühnen Entrechat; aber er gleitet mit beiden Füßen aus, und um nicht zu fallen, klammert er sich an den ersten Gegenstand, der eben bei der Hand ist. Dieser erste Gegenstand ist ein Spitzenschleier, den eine fünfzigjährige, sehr magere Dame über die Schultern geworfen hatte. Diese Dame suchte an Leichtigkeit mit den jungen Mädchen zu wetteifern, und es gelang ihr vollkommen, weil sie außerordentlich dürr war; von hinten gesehen, konnte sie für eine noch junge Tänzerin gehalten werden.

Der Spitzenschleier war jedoch nicht stark genug, um dem Fallenden einen genügenden Anhaltspunkt zu bieten. Theophilus fällt mitten in der Quadrille zu Boden, und reißt den keineswegs unwesentlichen Toilettebestandtheil der magern Dame mit sich fort.

Die Dame schreit laut auf vor Schrecken über ihre plötzlich entblößten Schultern; sie trägt wider Willen Reize zur Schau, die Niemand zu sehen verlangt; sie hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als nach Art der schamhaften Venus die Hände über der Brust zu kreuzen. Theophilus steht mit großer Mühe auf, und die kleine Blondine lacht, daß ihr die Thränen über die Wangen rollen. Plötzlich entsteht unter den Tanzenden eine unruhige Bewegung: die schmachtende blasse Brünette ist in Ohnmacht gefallen.

Alle Anwesenden eilen der Ohnmächtigen zu Hilfe;

man trägt sie in ein anderes Zimmer, an ein offenes Fenster. Unterdessen ist Theophilus aufgestanden, die magere Dame hat ihren Spitzenschleier aufgenommen und ihre Reize wieder verhüllt.

»Was gibt's denn?« fragt Theophilus, der sich einen Fuß verstaucht hat und auf seinen Platz zurück hinkt.

»Ein Fräulein ist ohnmächtig geworden . . . Es ist Ihre Tänzerin, Mademoiselle Euphemie.«

»Sie ist ohnmächtig geworden . . . Das arme Mädchen, ist es möglich! Mein Mißgeschick hat einen so großen Eindruck auf sie gemacht! Wie gefühlvoll, wie theilnehmend! Es ist sehr liebenswürdig von ihr, daß sie über meinen Fall in Ohnmacht fällt! Sie ist nicht so boshaft wie die Blondine, die sich vor Lachen ausschütten wollte . . . der kleine Teufel! Jetzt erinnere ich mich, daß sie sagte: Es konnte nicht anders kommen.«

Theophilus hinkt so schnell als möglich aus dem Salon und sucht seine Tänzerin, die so liebenswürdig gewesen ist, in Ohnmacht zu fallen; unterwegs begegnet ihm die schalkhafte Blondine. Sie sieht ihn mit komischem Bedauern an und sagt:

»Wie! Sie hinken? . . . Haben Sie sich denn weh gethan?«

»Ja, mein Fräulein, ich habe mir weh gethan . . . es ist sehr spaßhaft, nicht wahr?«

»Wie können Sie glauben, mein Herr, daß ich es spaßhaft finde, Jemanden leiden zu sehen?«

»Sie haben aber doch nach Herzenslust gelacht, als ich fiel?«

»Das ist wahr; aber das ist immer der erste Eindruck, wenn man Jemanden fallen sieht . . . Wenn es nicht ein

alter gebrechlicher Mann ist, so lacht man im ersten Augenblicke; gleich darauf aber fühlt man Mitleid und eilt dem Gefallenen zu Hilfe. Ueberdies waren Sie schon so oft ausgeglitten; ich erwartete, daß Sie fallen würden . . . Ha! ha! ha!«

Die Blondine fängt wieder an zu lachen, und Theophilus entfernt sich. »Ich weiß schon was von dieser erheuchelten Gutmüthigkeit zu halten ist,« denkt er. »Jetzt der ohnmächtigen Euphemie zu Hilfe . . . O Euphemie! . . . Ein schöner Name . . . es freut mich, daß sie Euphemie heißt!«

Theophilus tritt in das Zimmer, in welches man seine Tänzerin gebracht hat. Die Ohnmächtige liegt auf einem Sopha, das man an das offene Fenster gerückt hat; man hat ihr das Gesicht mit kaltem Wasser bespritzt, sie kommt allmälig wieder zur Besinnung und schlägt die Augen auf. Es sind noch viele Personen um sie versammelt; aber Theophilus drängt sich durch, und als er bei der Patientin ist, beginnt er:

»Ach! mein Fräulein . . . wie gerührt bin ich durch die Theilnahme, die Sie . . .«

Aber Euphemie läßt ihn nicht ausreden; sie scheint Nervenzucken zu bekommen. Sie streckt ihre Hände nach ihm aus, um ihn in gemessener Entfernung zu halten. Sogleich fallen die umstehenden Damen über ihn her, fassen ihn bei den Armen und Rockschößen und transportiren ihn aus dem Zimmer.

»Gehen Sie!« rufen die Unbarmherzigen durch einander. »Fort! fort! . . . Sie sehen ja, daß sie Ihre Gegenwart nicht ertragen kann . . . Sie haben ihr einen neuen Nervenanfall bereitet . . .«

»Was muß ich hören, meine Damen! Glauben Sie, ich sey Schuld, daß das Fräulein . . .«

»Ja, Sie allein . . . es ist nicht zu bezweifeln; denn sie ist ohnmächtig geworden, während sie mit Ihnen tanzte . . . Es ist kein Wunder . . . Fort, fort! sie muß merken, daß Sie noch da sind . . .«

Theophilus läßt sich in ein Vorzimmer schieben; er ist ganz bestürzt über den Vorfall, und denkt: »Alle Leute scheinen errathen zu haben, welchen Eindruck ich auf Euphemie mache; es ist kein Geheimniß mehr . . . es ist ein Glück für sie, daß ich ihre Gefühle theile; ich müßte sehr undankbar seyn, wenn ich durch eine so warme Theilnahme nicht gerührt würde . . . Ah! da ist Badinet!«

»Lieber Theophilus,« sagte Badinet, auf seinen Freund zueilend, »ich bitte Dich, tanze nicht mehr. Du bist ein zu gefährlicher Cavalier: einer Dame reißest Du einen Spitzenschleier von den Schultern, einer andern verursachst Du Nervenzucken . . . Du machst sogar Löcher in meinen Fußboden. Es ist entsetzlich, ich weiß nicht wohin das führen würde . . .«

»Sey nur ruhig, lieber Freund, ich tanze nicht mehr; es wäre mir jetzt auch nicht möglich, denn ich habe mir den Fuß verstaucht und kann kaum gehen. Ich will nach Hause fahren und mich ins Bett legen.«

»Ich will Dich nicht halten, lieber Theophilus; denn es könnten alle Damen meiner Gesellschaft in Ohnmacht fallen, wenn Du länger bliebest.«

»Du loser Spötter! . . . Nun, ich bin nicht umsonst hier gewesen, ich verlasse dein Haus mit seligen Gefühlen im Herzen; ich weiß wer . . .«

»Wirklich! Du hast errathen, welche die Demoiselle ist, die ich Dir zugedacht habe?«

»Ja, lieber Freund, ich habe es errathen; die Stimme meines Herzens hat mir zugeflüstert: das ist sie!«

»Sie gefällt Dir also?«

»Ob sie mir gefällt! ich liebe, ich vergöttere sie! Ich werde nicht lange zögern . . . vorausgesetzt, daß mein verrenkter Fuß mich nicht hindert.«

»Wie! so schnell hast Du Feuer gefangen?«

»Mich dünkt, sie hat ebenfalls Feuer gefangen.«

»Glaubst Du?«

»Ja, ich glaube es, ich weiß es . . . Ich sage Dir, sie liebt mich . . . Jetzt geh wieder zu deiner Gesellschaft. Ich lege mich ins Bett; mein Fuß ist sehr geschwollen . . . aber gib ihr zu verstehen, daß mein Herz ihr gehört, und daß ihr Bild . . . ihre Augen . . . Au weh! mein Fuß! ich halte es nicht länger aus!«

XIV.

Theophilus heirathet.

Am Tage nach dem Ball begibt sich Badinet zu seinem Freunde, um zu erfahren, ob er noch immer in der gleichen Stimmung ist. Theophilus liegt auf dem Sopha, sein verrenkter Fuß ist mit Compressen von schwarzer Seife und Kamphergeist umwunden.

Als Badinet in das Zimmer tritt, reicht ihm der Patient die Hand und begrüßt ihn mit großer Freude.

»Es ist schön von Dir, daß Du mich besuchst, Badinet. Du kannst nicht glauben, wie ich mich freue.«

»Es versteht sich, daß ich mich nach deinem Befinden erkundige. Was macht dein Fuß?«

»O, es hat nichts zu bedeuten, es ist nur eine Quetschung; wenn ich mich drei Tage ruhig halte, so ist's vorüber . . . Aber erzähle mir doch von dem liebenswürdigen Mädchen, dem ich meinen Namen zu geben gedenke. Wie geht es ihr?«

»Sehr gut, sie hat bis zwei Uhr getanzt.«

»So lange? Die Unpäßlichkeit hat also keine üblen Folgen gehabt?«

»Die Unpäßlichkeit? sie ist ja gar nicht unpäßlich gewesen.«

»Du scherzest! sie war ja noch halb ohnmächtig, als ich fortging.«

»Sie war ohnmächtig . . . Fräulein Nathalie Gerbault?«

»Was willst Du damit sagen? Fräulein Nathalie Gerbault kenne ich nicht; ich spreche von Fräulein Euphemie . . . von der romantischen blassen Brünette, mit der ich getanzt habe, und die ohnmächtig wurde, als sie mich mitten im Salon fallen sah.«

»Euphemie Durmont?«

»Ihren Familiennamen kannte ich nicht . . . Durmont heißt sie also? Der Name gefällt mir auch.«

»Ich sehe wohl,« erwiederte Badinet, »es ist ein Mißverständniß . . . ich meine Nathalie, die kleine Blondine . . .«

»Eine kleine Blondine, die immer lacht . . . und die mir gegenüber tanzte?«

»Ja, die habe ich Dir zugedacht.«

»Was! die ist's? . . . Nein, da danke ich recht schön,

deine Blondine mag ich nicht . . . ich würde sie nicht heirathen, wenn sie auch zweihunderttausend Francs mitbrächte.«

»Sey nur ruhig, so viel bringt sie nicht mit . . . Aber warum kannst Du sie denn nicht leiden? sie ist ja sehr hübsch, geistreich und heiter.«

»Sehr hübsch, das ist möglich . . . sehr heiter, ja, das ist sie, sogar zu heiter: sie hat mir immer ins Gesicht gelacht, während ich tanzte. Das setzte mich in Verlegenheit, und sie ist Schuld an meinem Sturz . . . und an der Schulterentblößung der großen magern Dame.«

»Nun ja, Nathalie hat gelacht, weil Du in deinem engen Frack die Arme nicht regen konntest und daher beim Tanzen eine possirliche Figur spieltest. Aber was liegt daran? Du hättest auch lachen sollen, und Ihr wäret sogleich ein Herz und eine Seele gewesen.«

»Sehr verbunden, die blasse Brünette, mit der ich getanzt habe, ist mir hundertmal lieber. Ich habe auf ihr Herz sogleich den lebhaftesten Eindruck gemacht: sie seufzte an meiner Seite, und das ist sehr schmeichelhaft.«

»Das hast Du geträumt.«

»Ich soll es geträumt haben? Ist sie denn nicht ohnmächtig geworden, als ich fiel? . . . Habe ich das etwa auch geträumt?«

»Wie! Du bildest Dir ein, Euphemie sey um deinetwillen in Ohnmacht gefallen?«

»Natürlich; warum sollte sie denn ohnmächtig geworden seyn?«

»Ha! ha! wie täuschest Du Dich, armer Theophilus! Du warst zu stark parfumirt, und das hat ihre Nerven angegriffen. Sie kann die Odeurs nicht vertragen; sie sagte

es selbst, als sie wieder zur Besinnung kam . . . und deshalb gab sie den Damen durch Geberden zu verstehen, daß sie deine Nähe nicht dulden könne.«

Theophilus runzelt die Stirn und stammelt:

»So! Du bildest Dir ein, daß die Odeurs, die ich an mir hatte, die Ohnmacht der blassen Brünette verursacht haben?«

»Es ist gar nicht zu bezweifeln, denn fast alle Damen sagten zu mir: Dieser Herr ist zu stark parfumirt; es ist bei ihm nicht auszuhalten. Stellen Sie ihn doch eine Weile auf Ihren Balcon als Blumentopf.«

»Wie! das haben die Damen gesagt? Es ist mir egal, ich bleibe bei meiner Meinung . . . Euphemie Durmont ist also nicht die Bewußte?«

»Nein, lieber Theophilus, es ist Nathalie Gerbault, die eine hübsche Ausstattung und ein liebenswürdiges Temperament hat. Sie ist immer heiter und vergnügt; wenn Du sie genauer kennen gelernt hast, so wirst Du finden, daß ich Recht habe.«

»Schönen Dank, ich bin nicht begierig, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Euphemie gefällt mir, und keine Andere soll meine Frau werden . . . Sie ist doch noch zu haben?«

»Ja wohl, und schon seit langer Zeit, denn sie zählt mindestens fünfundzwanzig Jahre.«

»Sind etwa nachtheilige Gerüchte über sie im Umlauf?«

»Nein, ihr Ruf ist makellos; sie ist ein sehr achtbares Mädchen.«

»Nun, warum sollte es diese nicht eben so gut seyn wie eine Andere?«

»Sie hat nicht viel Vermögen.«

»Was liegt daran! ich habe genug, um eine Familie zu ernähren.«

»Ueberdies,« fuhr Badinet fort, »weiß meine Frau, daß ihre Freundin Nathalie alle Eigenschaften besitzt, die einen Mann glücklich machen können . . . Euphemie hingegen ist sentimental, reizbar, nervenschwach, und eine nervenschwache Frau nehmen, ist viel gewagt.«

»Ich finde das eben nicht unangenehm, es ist ein Beweis von Gefühl.«

»Dann ist wohl zu berücksichtigen, daß Nathalie nur noch ihren Vater hat, der ein sehr artiger freundlicher Mann ist und sich in die häuslichen Angelegenheiten seines Schwiegersohnes nicht mengen wird; Euphemie hingegen hat eine Mutter, die sich gern ein vornehmes Ansehen gibt und nie lacht. Sie wird sich nie entschließen, ihre Tochter zu verlassen . . . und eine Schwiegermutter im Hause ist zuweilen eine furchtbare Plage.«

»Bah: man übertreibt Alles. Eine Schwiegermutter leistet Gesellschaft und bewacht die Frau, wenn der Mann nicht da ist . . . Lieber Badinet, ich heirathe Euphemie Durmont.«

»Bist Du fest entschlossen?«

»Ja, ganz fest.«

»Du wirst in der Folge nicht vergessen, daß ich Dir diese Heirath nicht gerathen habe.«

»Nein, ich werde es nicht vergessen . . . Aber ich heirathe ja, und es ist meine Sache.«

»Gut. Du hast deinen freien Willen. Sobald Du ausgehen kannst, komm zu mir, wir werden eine Zusam-

menkunft mit Euphemie Durmont und ihrer Mutter veranstalten . . . Aber wenn Du bei der Tochter dein Glück machen willst, so parfumire Dich nicht mehr.«

Vier Tage später folgte Theophilus der Einladung seines Freundes. Vierzehn Tage später erklärte er sich, und erhielt keinen Korb. Einen Monat später war Alles richtig. Theophilus führte die blasse Brünette, mit der er bei Badinet getanzt, zum Altar.

Der Bräutigam war freudestrahlend; die Braut schien still vergnügt zu seyn, und Madame Durmont stellte sich hinter ihren Schwiegersohn und flüsterte ihm zu was er zu thun hatte, wie einem Knaben, der sein Schulexamen macht.

XV.

Teophilus im Ehestande.

»Herr Schwiegersohn, geben Sie mir den Arm, Ihre Frau wird den Arm Ihres Cousins nehmen.«

»Ja, Schwiegermama.«

»Herr Schwiegersohn, wenn wir im Gasthause sind, so sprechen Sie nicht leise mit Ihrer Frau, man könnte Unanständigkeiten ahnen.«

»Sehr wohl, Schwiegermama!«

»Und Sie dürfen Ihre Frau nicht küssen.«

»Wie! ich soll meine Frau nicht küssen?«

»Vor den Leuten ist es sehr unschicklich, zu Hause haben Sie ja Zeit genug.«

»Das ist wahr.«



»Bei Tische setzen Sie sich nicht zu Ihrer Frau, sondern zu mir.«

»Sehr wohl, Mama.«

»Bei Tische soll kein Hochzeitslied gesungen werden, die Hochzeitsdichter erlauben sich immer gar zu freie Späße, wodurch die Damen in Verlegenheit gesetzt werden.«

»Es soll nicht gesungen werden, Mama.«

»Abends tanzen Sie nur einmal mit Ihrer Frau. — Hören Sie wohl, nur einmal!«

»Warum denn so wenig?«

»Weil die Braut von Verwandten, Freunden und Fremden engagirt wird.«

»Aber ich habe ja nicht geheirathet, damit meine Frau mit Andern und nicht mit mir tanzen soll.«

»Herr Schwiegersohn, Sie wollen mich doch die Sitten der guten Gesellschaft nicht lehren; das wäre zu stark!«

»Mama, ich versichere Ihnen, ich hatte gar nicht die Absicht . . .«

»Genug, ich nehme Ihre Entschuldigung an. — Wir gehen jetzt auf den zartesten Punkt über. Sie werden mich verstehen?«

»Nein, Mama, ich verstehe Sie nicht.«

»So hören Sie. Es gibt junge Ehemänner, die am Hochzeitstage, wenn der Ball im vollen Glanze ist, sich die Erlaubniß nehmen, mit der Frau unerwartet zu verschwinden und zwar zuweilen schon um Mitternacht.«

»Ich soll also nicht verschwinden, Mama?«

»O pfui! Wie kann Ihnen so etwas einfallen? Am

Tage nach der Hochzeit würde ich Ihre Frau zwingen eine Scheidungsklage gegen Sie einzuleiten.«

»Tragen Sie keine Sorge, Mama, ich werde nicht verschwinden, aber wann wird es mir erlaubt seyn mit meiner Frau fortzugehen?«

»Ich werde meine Tochter schon wegführen; ich werde es zur geeigneten Zeit thun, wenn der Anstand nicht dadurch verletzt wird.«

»Aber wer soll mich dann wegführen?«

»Sie gehen ganz allein; aber Sie werden so lange warten, bis keine Katze mehr auf dem Balle ist. Sie verstehen mich doch?«

»Dann werde ich sehr spät ins Bett kommen. Manche Leute tanzen gern Cotillon . . . und ein Cotillon dauert lange.«

»Sie werden noch früh genug ins Bett kommen, Herr Schwiegersohn!«

»Warum das, Mama? . . . Bin ich etwa . . .«

»Genug, Herr Tamponnet! genug, das Gespräch darf nicht zu weit geführt werden!«

Aus diesem Gespräche zwischen dem jungen Ehemanne und seiner Schwiegermutter läßt sich schließen, daß die Hochzeit unseres Freundes Theophilus nicht sehr lustig war. Wenn sich ein Gast einige Späße erlaubte, so trat Madame Durmont ihren Schwiegersohn auf den Fuß, dieser trat seine Nachbarin auf den Fuß, diese ihren Nachbar und sofort, so daß Niemand sich mehr einen Scherz erlaubte.

Aber Theophilus sah seine Frau mit zärtlichen Blicken an, die Neuvermählte schaute trübselig auf ihren Teller, er dachte: »Euphemie wagt mich gar nicht anzusehen, weil ihre Mutter es verboten hat, zum Glück ist die Mama



nicht immer da, und im Grunde ist doch Euphemie meine Frau, sie ist mein Eigenthum, ich bin ihr Mann, und wenn die Schwiegermama mich zu sehr langweilt, so schicke ich sie fort.«

Die Hochzeit ist zu Ende, der Honigmonat hat begonnen; diesem folgt eine Reihe anderer Monate, welche für Theophilus nicht sehr süß sind, denn seine Schwiegermutter ist beständig bei ihm, sie ist gewohnt zu befehlen, zu herrschen. Er kann nicht mit seiner Frau ausgehen, ohne seine Schwiegermama am andern Arm zu führen; das Theater wird nicht besucht, wenn die Schwiegermama nicht will; man nimmt keine Einladung zum Speisen außer dem Hause an, wenn die Personen, welche die Einladung gemacht haben, so unhöflich gewesen sind, nicht auch die Schwiegermama einzuladen; man empfängt diese oder jene Person nicht, weil eines Tages die Schwiegermama nicht zuerst gegrüßt wurde; man schickt eine Köchin fort, weil sie respectwidrig gegen die Schwiegermama gehandelt hatte, und behält eine schlechte Köchin, weil sie gesagt hat, die Schwiegermutter sey eine prächtige Frau.

Die Vorsichtsmaßregeln, die man nehmen muß, um die Schwiegermama nicht in üble Laune zu versetzen, sind endlos. Von Zeit zu Zeit verspricht sich Theophilus nach seinem Willen zu handeln und zu zeigen, daß er der Herr sey, aber sogleich erscheint seine Schwiegermutter und sieht ihn mit ihren stechenden Blicken an, und alle seine Entschlüsse schwinden, er wird sanft und fügsam wie ein Lamm.

Uebrigens trug der Ehestand seine Früchte. Theophilus war entzückt, er sah seine Frau mit stolzem Selbstgefühl an, er betrachtete sich selbst mit Wohlgefallen im Spie-

gel; wenn seine Bekannten ihn besuchten, so rieb er sich freudig die Hände und lächelte schalkhaft. Eines Tages hatte er sich erlaubt zu sagen, indem er auf Euphemie deutete:

»Sie sehen, wir haben unsere Zeit nicht verloren.«

Aber dieses hatte ihm eine stürmische Scene mit seiner Schwiegermutter bereitet, sie hatte ihm ins Ohr geflüstert:

»O pfui, Herr Schwiegersohn, schämen Sie sich denn nicht, so etwas zu sagen?«

»Aber, Mama, wenn man verheirathet ist, kann man sich so etwas schon erlauben, und wenn ich meine Pflichten als Gemal nicht erfüllte, so glaube ich daß meine Gemalin . . .«

»Schweigen Sie, ich bitte Sie, schweigen Sie . . . kein Wort mehr! Ich habe keinen Fächer zur Hand.«

Theophilus war höchst ärgerlich, aber er schwieg und als er seinen Freund Badinet sah, hütete er sich wohl, ihm die Drangsale, die ihm seine Schwiegermutter bereitete, zu erzählen, denn dieser würde ihm geantwortet haben:

»Du hast es gewollt, Georges Dandin!«

Euphemie ist Mutter eines Knaben geworden. Theophilus beschäftigt sich in seiner Herzensfreude sogleich mit der Wahl einer Amme, aber die Schwiegermama erklärt, daß das Kind aufgefüttert werden solle, und die Amme wird entlassen.

Theophilus fürchtete, daß die Gesundheit seines Sohnes dadurch leiden werde; er machte seiner Frau den Antrag, den Kleinen selbst zu stillen, aber die Schwiegermama will es nicht zugeben. Vergebens sagt Theophilus zu ihr:

»Mama, es gibt nichts Respectableres als eine Frau, welche ihr Kind stillt: so viel ich weiß, ist es durchaus nicht unziemlich.«

Mama Durmont antwortete in herrischem Tone:

»Die Saugapparate sind erfunden, damit die Frauen nicht genöthigt sind, ihre Brust zu entblößen. Das ist einer der schönsten Fortschritte der Civilisation; die Ammen sind ganz überflüssig geworden; ich bin überzeugt, daß es in kurzer Zeit keine mehr geben wird.«

Theophilus schweigt, um seiner Frau keinen Aerger zu bereiten; er tröstet sich, weil er seinen Sprößling bei sich behalten und ihn folglich zu jeder Stunde des Tages sehen kann. Er gewöhnt sich sogar sehr leicht an das Schreien und Weinen des Kindes. Aber Euphemie, die außerordentlich nervös ist, erträgt das fast beständige Getöse nicht so leicht wie ihr Mann; wenn der Kleine zu arg schreit, nimmt sie Hut und Shawl und sagt zu ihrer Mutter:

»Kommen Sie, Mutter, ich bitte Sie, lassen Sie uns ausgehen, ich kann das Kind nicht schreien hören . . . Sie werden freilich sagen, er bekommt Zähne, aber es ist für mein Herz nicht minder zerreißend, es greift meine Nerven an.«

»So komm, meine Tochter! Herr Schwiegersohn, geben Sie wohl auf das Kind Acht, und lassen Sie es ihm an nichts fehlen.«

Die Damen entfernen sich und lassen Theophilus neben der Wiege seines Sohnes zurück.

»O! wenn Badinet mich hier sähe, er würde mich auslachen . . . Die Damen bleiben sehr lange aus . . . O Hippolyt! ich fürchte für Dich!«

Aber der Kleine, der vermuthlich ein sehr gutes Temperament hatte, gedieh sehr gut. Ohne Geschrei ging es freilich nicht ab. Euphemie, deren Nerven dies nicht vertrugen, ging sehr oft mit ihrer Mutter spaziren, und Theophilus war genöthigt seinen Knaben zu füttern.

Aber eines Tages gerieth die Schwiegermutter in einen Streit mit dem Dienstboten so in Zorn, daß sie vom Schlage getroffen wurde und starb.

Und der grausame Theophilus weinte ihr nicht einmal eine Thräne nach.

XVI.

Weibergelüste.

Als Madame Durmont das Feld geräumt hatte, sagte Theophilus zu sich:

»Jetzt wird es anders werden; da meine Schwiegermutter nicht mehr unaufhörlich zwischen mir und meiner Frau ist und Unfrieden stiftet, so werde ich der Herr seyn, ich habe jetzt zu befehlen . . . Es ist wohl Zeit, meine Frau wird alles thun was ich will, denn sie ist mir sehr gut und die Schwiegermama wird ihr nicht mehr ins Ohr blasen, daß sie die Gebieterin im Hause sey.«

Aber eine unerwartete und gleichwohl sehr natürliche Ursache hinderte Theophilus in der Ausführung seiner Reformplane. Seine Frau hatte neue Mutterhoffnungen, und mit einer Frau in diesen Umständen kann ein Gemal nicht wohl den Herrn spielen, er muß sich im Gegentheile sanft, gefällig, zuvorkommend zeigen und ihre kleinsten Wünsche befriedigen. Madame macht von ihren interessanten Umstän-

den den ausgedehntesten Gebrauch, sie hetzt ihren Gemal wie einen Commissionär, und sehr oft vergebens, denn Euphemiens Wünsche wechseln so oft als sie entstehen.

Eines Tages, unmittelbar vor dem Essen, erklärt sie, daß sie Appetit zu einer Melone habe; sie will durchaus eine Melone haben, sie will sich sonst nicht an den Tisch setzen. Dieser Wunsch wäre leicht zu befriedigen, wenn es mitten im Sommer wäre, aber es ist im Februar und eine Kälte von 20 Grad.

Theophilus, der es für unmöglich hält sich eine Melone zu verschaffen, erlaubt sich einige bescheidene Gegenvorstellungen, aber Madame stampft mit den Füßen wie ein eigensinniges Kind und ruft:

»Ich will eine Melone haben, ich speise nicht ohne eine Melone . . . Nimm Dich in Acht, Du hast die Folgen zu verantworten.«

Der kleine Hippolyt, der beinahe fünf Jahre alt und ebenso leckerhaft als eigenwillig ist, schlägt mit seiner Gabel auf den Tisch und sagt gebieterisch:

»Eine Melone, Papa! Wir wollen eine Melone!«

Theophilus nimmt mit würdevollem Anstand seinen Hut und entfernt sich mit den Worten:

»Ihr sollt eine Melone haben, wenn sie irgendwo zu finden ist.«

Der arme Ehegatte geht trostlos fort, er möchte den Kopf gegen die Wände stoßen, aber er bedenkt, daß er dadurch keine Melone findet.

Er geht zu einigen Obsthändlern und frägt schüchtern:

»Haben Sie Melonen zu verkaufen?«

Einige lachen ihm ins Gesicht, andere antworten:

»Melonen in dieser Jahreszeit? Melonen, wenn es friert? Lassen Sie uns in Ruhe!«

Theophilus entfernt sich traurig und verlegen, um sein Glück anderswo zu versuchen. Er denkt: »Es wäre ein Unglück, wenn ich diese Gelüste meiner Frau nicht befriedigen könnte. Mein Gott! es wäre entsetzlich, wenn sie eine Melone zur Welt brächte! Euphemie würde mir dann vorwerfen: es ist deine Schuld; wenn Du meinen Wunsch befriedigt hättest, so würde ich Dich nicht zum Vater einer solchen Mißgeburt gemacht haben!«

Theophilus läuft in die meisten Eßwaarenmagazine, keine Melone ist zu haben; er eilt in das Palais-Royal zu Chevet; man antwortet ihm: »Wenn Sie durchaus Melonen haben wollen, so können wir Ihnen eine verschaffen; aber sie wird theuer seyn, wir wollen nach Italien schreiben.«

»Sie wollen schreiben? Wann kann ich denn die Melone haben?«

»In acht Tagen.«

»In acht Tagen? Aber ich muß sie in einer Stunde, ich muß sie sogleich haben.«

»Dann ist es unmöglich.«

Theophilus entfernt sich trostlos, er läuft aufs Gerathewohl durch die Gassen und sagt für sich:

»Melonen! Melonen!«

Die Vorübergehenden halten ihn für verrückt, Andere glauben er gehe mit Selbstmordgedanken um.

Plötzlich klopft ihn Jemand auf die Schulter.

»Was fehlt Dir denn? wohin läufst Du? Du siehst ja ganz verstört aus!«

Theophilus erkennt seinen Freund Badinet, der etwas gealtert hat, aber noch immer heiter und guter Dinge ist. Er drückt ihm die Hand und erzählt ihm die Verlegenheit, worin er sich befindet. Badinet lacht wie gewöhnlich und antwortet:

»O! Du willst alle Launen deiner Frau befriedigen, Du siehst wohin das führt.«

»Aber lieber Freund, bedenke doch die Umstände meiner Frau, nur deshalb will ich ihre Wünsche befriedigen.«

»Wenn eine Frau unvernünftige Wünsche hat, so muß man es ihr abschlagen.«

»Aber die Melonen sind doch nichts Unvernünftiges?«

»In dieser Zeit allerdings. Wenn deine Frau den Mond verlangte, würdest Du ihren Wunsch erfüllen?«

»Ich würde mir Mühe geben etwas Aehnliches zu finden.«

»Nun, komm mit mir, ich will Dir eine Melone verschaffen.«

»Wirklich?«

»Ja, Du sollst den Wunsch deiner Frau befriedigen.«

»Ach, Badinet, Du wirst mein Retter.«

Badinet war mit dem Regisseur eines Theaters bekannt, er geht mit Theophilus zu seinem Freunde, der sich eben auf der Bühne befindet und eine Decoration zu einem Drama in sechs Acten probiren läßt. Sechs Acte waren viel, jetzt macht man Stücke mit dreißig Tableaux, in einiger Zeit, wenn das so fort geht, wird man für einen Abend ein Stück mit hundert Tableaux machen.

Badinet spricht leise mit seinem Freunde. Der Regisseur begibt sich sogleich in das Requisitenmagazin und bringt

eine prächtige Melone von Pappendeckel, welche oft mit Erfolg bei mehreren Schmausereien figurirt hat. Er übergibt sie seinem Freunde Badinet, dieser reicht sie Theophilus und sagt:

»Hier hast Du, was Du suchst!«

»Die Aehnlichkeit ist täuschend,« sagte der Gemal Euphemiens, »aber die Melone ist von Pappendeckel, und wenn meine Frau davon essen will, so wird sie merken, daß ich sie hintergangen habe.«

»Hast Du nicht selbst gesagt, daß deine Frau ihre Wünsche schnell ändert, daß sie Dich fortschickt, um etwas zu holen, und daß unterdessen ihre Gelüste vergangen sind, daß sie sogar das Ueberbrachte mit Abscheu von sich stößt?«

»Ja, das ist wahr, das ist ziemlich oft vorgefallen.«

»Nun, so wird es auch mit der Melone gehen. Sie wird die Melone nicht anrühren wollen, und Du bringst sie morgen meinem Freunde, dem Regisseur, zurück. Es versteht sich, daß Du sie nicht anschneidest.«

Theophilus entschließt sich, das Abenteuer zu versuchen, es blieb ihm auch kein anderes Mittel übrig. Er nimmt die Melone und wickelt sie in Papier, er kommt außer Athem nach Hause und stellt die Melone auf eine Schüssel.

»Sieh, Euphemie, ich habe gefunden, was Du wünschtest. Aber Du kannst Dir nicht denken, wie viel Mühe ich gehabt habe.«

Madame Tamponnet sieht die falsche Melone an, ihr Gemal schaudert und zittert, er bedauert, daß er das Schaugericht nicht mit unangenehm riechenden Dingen bestreut hat, denn dieses hätte seiner Frau die Lust nehmen können

davon zu kosten. Aber bald beruhigt er sich. Euphemie wendet sich schnell ab, macht eine Bewegung mit der Hand und sagt:

»Weg damit! ich bitte Dich, ich kann die Melone nicht ansehen, es wird mir übel!«

»Wie Du willst, mein Kind, sobald dein Appetit vergangen ist, darfst Du Dich nicht zwingen, es würde Dir schaden.«

Theophilus nimmt das Schaugericht, aber sein Herr Sohn schreit laut:

»Ich will von der Melone essen!«

»Das fehlte noch!« ruft Theophilus; »eine Melone, die sechzig Francs kostet, und die man mit zehn Francs Verlust zurück nehmen wird! Du verlangst, daß ich sie um deinetwillen anschneiden soll, Du Leckermaul! Nein, daraus wird nichts, Du sollst einen Apfel haben, das ist besser.«

Der Erfolg mit der papiernen Melone hatte Theophilus ermuthigt. Eine Zeit lang hatte seine Frau nur leicht zu befriedigende und wenig kostspielige Gelüste, aber eines Tages verlangte sie eine Gänseleberpastete.

»Ich werde Dir ein schönes Stück kaufen,« sagte Theophilus.

»Nein, ich will kein Stück, sondern eine ganze Pastete . . . eine schöne Pastete, verstehst Du wohl! denn ich glaube, daß ich sie ganz allein essen werde.«

Theophilus sann nach, er dachte:

»Eine schöne Gänseleberpastete würde wenigstens dreißig Franken kosten; wenn ich ein Freund davon wäre, so könnte ich sie wohl kaufen, aber ich kann sie nicht vertragen; Euphemie wird den Appetit verloren haben, wenn die Pastete auf den Tisch kommt. Ich glaube, ich würde sehr ein-

fältig seyn, wenn ich wegen der Köchin und des Kleinen diese Ausgabe machen wollte. Ich werde mich wieder an den Regisseur werden, er ist so gefällig, er wird gewiß auch eine Pastete haben, denn auf den Theatertischen werden fast immer Pasteten servirt, er wird mir für heute schon eine leihen.«

Theophilus findet wirklich in dem Requisitenmagazine eine sehr schöne Pastete von Pappendeckel; er bringt sie, beginnt wieder dieselben Ceremonien, wie mit der vermeinten Melone, legt sie selbst auf eine Schüssel und sagt zu seiner Frau:

»Hier ist die gewünschte Gänseleberpastete.«

Euphemie betrachtet das Schaugericht und antwortet lächelnd:

»O! ich danke Dir, lieber Mann! die Pastete sieht sehr einladend aus.«

Theophilus erblaßt, er sieht daß seine Frau von der Pastete essen will.

Man setzt sich zu Tische, Theophilus fühlt sich äußerst unbehaglich, er legt seiner Frau eine enorme Portion Suppe vor, er möchte sie mit Suppe satt füttern, um ihr den Appetit zu vertreiben; aber Euphemie erwiedert:

»Ich habe genug Suppe, lieber Theophilus.«

»Du hast Unrecht, mein Kind, die Suppe ist vortrefflich und in deinem Zustande kann man nichts Besseres essen ... Suppe wird sogar von den Aerzten verordnet.«

»Ich sage Dir, daß ich keine Suppe mehr esse.«

»Nun, dann iß Rettig, Butter, Anchovis, das ist für eine Frau in deinem Zustande sehr gut, vorzüglich die Anchovis.«

»Das habe ich nie gehört; übrigens habe ich keinen Appetit dazu, ich will mich an die Pastete halten.«

Theophilus stürzt in seiner Angst ein großes Glas Wasser hinunter und stammelt:

»Das ist in deinem Zustande sehr gefährlich. Sieh', Euphemie, ich habe die Gänseleberpastete gekauft, weil ich Dir nicht widersprechen wollte, aber wenn Du vernünftig bist, so wirst Du nicht davon essen; eine Pastete ist sehr schwer zu verdauen, das kann üble Folgen haben, Du könntest die Seekrankheit bekommen.«

»Lass' mich doch in Ruhe! in meinem Zustande kann man alles essen, ohne üble Folgen zu fürchten.«

»Das ist nicht wahr, glaube das nicht. Man hat mir erzählt, daß eine schwangere Frau Unschlittkerzen gegessen hat und sie ist beinahe gestorben.«

»Habe ich denn solche Gelüste? ich wünsche ja nur gute Speisen. Schneide also die Pastete an, und gib mir ein Stück.«

Theophilus hätte unter den Tisch kriechen mögen, er wirft sein Messer auf die Erde, er bückt sich, um es wieder aufzuheben, und bleibt lange in dieser Stellung. Seine Frau wird ungeduldig und will die Pastete selbst anschneiden, sie rückt die Schüssel näher und setzt das Messer an; aber zu ihrem Erstaunen sieht sie, daß die Kruste nicht festhält und sich von selbst ablöst; sie schaut in das Innere der Pastete und findet zwei Knäuel Bindfaden und drei zinnerne Becher, die ein Theaterdiener hineingelegt hatte.

Euphemie stößt einen Schrei aus.

»Was ist das? Großer Gott! Ich finde hier Becher, das ist ja eine Pastete von Pappendeckel!... Abscheulich!«

Theophilus bleibt unter dem Tische, als ob er sein Messer suchte, aber seine Frau zieht ihn am Rockschooß, er ist gezwungen hervorzukommen und seine Kriegslist zu gestehen. Er sucht die Sache als einen Scherz darzustellen, aber Euphemie ist zornig, sie behauptet, es sey sehr unartig sich mit einer Frau in ihrer Lage einen Scherz zu erlauben. Der kleine Hippolyt ist dem Ersticken nahe, weil er versucht hat, die äußere Kruste zu verschlingen. Endlich eilt der unglückliche Ehemann fort, um eine wirkliche Pastete zu kaufen, und als er sie bringt, hat Madame den Appetit verloren. Dagegen aß der Kleine so viel davon, daß er krank wurde.

Alle diese Ereignisse hindern Madame Tamponnet keineswegs ein kleines Töchterlein zur Welt zu bringen, das ziemlich hübsch wäre, wenn es eine Nase hätte. Die Nase, die es besitzt, ist so winzig klein, daß man zweifelte, ob sich das Mädchen jemals werde schneuzen können.

Euphemie sagt seufzend zu ihrem Gatten:

»Siehst Du wohl, unsere Tochter ist nicht vollständig ausgebildet, sie hat so zu sagen keine Nase. Das ist deine Schuld, das kommt daher, weil Du meine Gelüste nicht befriedigt hast.«

»Diesen Vorwurf, mein Kind, verdiene ich gewiß nicht, Du hast ja niemals Nasen verlangt . . . Aber beruhige Dich nur, die Nase unserer kleinen Amanda wird schon wachsen und sich ausbilden, die Frauenzimmer haben ja ohnehin immer Nase genug.«

Dieses Mal gab Euphemie ihre Einwilligung, ihrem Töchterlein eine Amme zu geben.

XVII.

Eine eifersüchtige Frau.

Madame Tamponnet hatte nun aufgehört in interessanten Umständen zu seyn, und Theophilus dachte von neuem:

»Jetzt werde ich Herr im Hause seyn, und meine Frau wird mich nicht mehr im Februar nach Melonen ausschicken; jetzt mag sie so viel Gelüste haben als sie will, das kümmert mich nicht mehr. Ich hoffe übrigens, daß sie keine andern Wünsche mehr haben wird, als mir zu gefallen. Wir haben einen Knaben und ein Mädchen, das ist genug, dabei soll es sein Bewenden haben; wir haben Vermögen genug, um anständig zu leben. Ich glaube, wir können jetzt sehr glücklich seyn.«

Aber gemeiniglich entschlüpft uns das Glück, wenn wir es erhascht zu haben glauben, und bis dahin hatte es Theophilus noch nicht erhascht.

Bei einem Diner, welches die beiden Ehegatten gaben und wozu etwa fünfzehn Personen eingeladen waren, unter denen auch Badinet und seine Frau sich befanden, saß Theophilus an der Seite der Madame Badinet. Diese war sehr freundlich und lachte leicht. Der Herr vom Hause, der sehr heiter war, zeigte sich freundlicher und liebenswürdiger als gewöhnlich. Er machte sogar einige Witze, man bemerkte sie, weil man es an ihm nicht gewohnt war, und mehr als einmal sagte Madame Badinet:

»Ach! Herr Tamponnet, sind Sie fertig? ich muß

mich krank lachen!... Ach, Madame Tamponnet, sagen Sie doch Ihrem Gemal, daß er aufhöre. Wenn Sie alles wüßten, was er mir sagt!...«

Madame Tamponnet runzelte die Stirne, lächelte bitter, warf ihrem Gemal einen zornigen Blick zu und antwortete:

»Ich kann mir wohl denken, was er zu Ihnen sagt, Madame ... und es scheint, daß es Ihnen eben nicht mißfällt.«

Diese Antwort wurde mitten unter dem Gelächter und Geplauder und Gläsergeklirr nicht beobachtet, aber im Laufe des Abends war Madame Tamponnet in einer mürrischen Laune und ihr Gesicht entsprach ihrer Laune. Man fragte sie, was ihr fehle, sie klagte über heftigen Kopfschmerz und wiederholte unaufhörlich:

»Ruhe ist für mich jetzt Bedürfniß; nur in der Ruhe kann ich mich erholen.«

Wenn eine Frau zu ihren Gästen sagt: »Ich bin müde,« so heißt das so viel als: »Sie langweilen mich, gehen Sie!« Die Gesellschaft wußte zu gut zu leben, um das nicht zu verstehen.

Um eilf Uhr war Niemand mehr bei Theophilus, der sich auch zur Ruhe begab; aber als er im Schlafzimmer erschien, stellte sich seine Frau vor ihn mit dem Anstande einer Medea oder Hermione und sagte:

»Du wirst mit dem heutigen Abend sehr zufrieden seyn, nicht wahr?«

»O ja, mein Kind, ziemlich zufrieden... Ich glaubte nur, die Gäste würden länger bleiben; aber Du klagtest so oft über Kopfschmerz.«

»O, der Schmerz ist nicht allein im Kopfe, Du Unhold! Du ehrenvergessener Mann! wagst Du mich noch anzusehen?«

Theophilus, der sich eben ein Schnupftuch um den Kopf band, hielt inne, er sah seine Frau an, er fiel aus den Wolken und stammelte:

»Was hast Du denn, Euphemie? Ich verstehe Dich nicht, studirst Du etwa eine Rolle ein?«

»O! thue nur nicht so unschuldig! Ich kenne Dich jetzt, ich weiß welches Geistes Kind Du bist... und dieses Weib! vor meinen Augen sollte ich erlauben, daß man ihr auf eine so unverschämte Weise den Hof macht? Welche Frechheit!... Aber ich hoffe, daß sie nie wieder den Fuß über meine Schwelle setzen wird. Verstehst Du mich? Ich will sie nie mehr in meinem Hause sehen!«

»Aber welche Frau meinst Du denn? Der Teufel soll mich holen, wenn ich Dich verstehe!«

»Stelle Dich nur nicht so, Du weißt sehr gut, daß ich Madame Badinet meine!... Madame Badinet, mit der Du Dich bei Tische so unanständig benommen hast.«

»Ich?«

»Der Du beständig ins Ohr geflüstert hast und dabei gelacht und Augen gemacht hast, wie ich es nie gesehen habe.«

»Ich?«

»Du hattest nur Aufmerksamkeit für sie, es ist empörend! Ich spreche nur von dem was allen Leuten auffallend war; wenn ich unter den Tisch hätte sehen können, Gott weiß, was ich da gesehen hätte!«

»Ich begreife Dich nicht. Was soll ich denn mit Madame Badinet gethan haben, daß Du mir eine solche Scene machst?«

»Du liebst sie also?«

»O! das ist zu arg!«

»Wie! Du läugnest, daß Du in Madame Badinet verliebt bist?«

»Ich ... in Madame Badinet verliebt? in die Frau meines Freundes?«

»Das ist eine Rücksicht, welche die Männer nicht abschreckt, im Gegentheil, sie halten es am liebsten mit der Frau eines Freundes ... Es ist möglich, daß Herr Badinet es nicht bemerkt, es gibt viele blinde Ehemänner, aber ich habe es gesehen und das ist genug!«

»Das bildest Du Dir nur ein, ich habe nie an Madame Badinet gedacht, ich habe ihr nie ein Wort lauter als das andere gesagt.«

»Du sollst ihr gar nichts mehr sagen, wenigstens hier im Hause nicht ... und wenn Du Dir einfallen läßt, zu ihr zu gehen, so nimm Dich in Acht!«

Theophilus, über diese Eifersucht seiner Frau ganz erstaunt, kümmerte sich anfangs nicht viel darum; vielleicht fühlte er sich in seiner Eigenliebe geschmeichelt, und er legte sich schlafen mit dem tröstenden Gedanken:

»Es ist ein vorüberziehendes Gewitter, die Sonne wird bald wieder scheinen, meine Frau liebt mich noch mehr, als ich glaubte.«

Aber Theophilus kannte die Weiber nicht. Wenn ihnen einmal die Eifersucht in den Kopf kommt, so nehmen sie keine Vernunft mehr an, und je älter sie werden, desto größere Fortschritte macht dieser leidige Fehler.

Eine junge Frau ist nicht immer eifersüchtig, zumal, wenn sie hübsch ist; sie weiß wohl, daß sie noch gefallen kann, und ihre Eigenliebe verscheucht alle Besorgnisse und eifersüchtigen Regungen; aber eine Frau, die aufhört hübsch zu seyn und in den Jahren vorrückt, kann ungeheuer eifersüchtig werden.

Zum Unglück war Madame Tamponnet, die das dreißigste Lebensjahr bereits überschritten hatte, in ihren Wochenbetten häßlich geworden, und die Eifersucht zerstörte vollends die Reize, die ihr noch geblieben waren.

Sonderbar, bis zum Tage jenes unglücklichen Diners hatte Euphemie ihren Gemal nur sehr wenig beachtet; aber Madame Badinet hatte ihm durch ihre scherzhafte Aeußerung einen Werth gegeben, den seine Frau bis dahin noch nicht gekannt hatte. Sie dachte, man wolle ihren Theophilus entführen, und deshalb hing sie sich mit aller Gewalt an ihn, und ließ ihn fast keine Minute aus den Augen.

Seit jenem Unglückstage wird Tamponnet sorgfältig bewacht und verfolgt, alles was er thut, selbst die harmlosesten Handlungen wecken den Argwohn seiner Frau. Die Eifersucht sieht ja in allen Dingen etwas Schlimmes.

Wenn Tamponnet ausgeht, so frägt man ihn, wo er hin will; wenn er Toilette macht, so ruft man:

»Man sieht wohl, daß Du deine Schöne besuchen willst; um meinetwillen würdest Du Dich nicht so sorgfältig kleiden.«

Wenn er in Negligé ausgeht, so heißt es:

»Du gehst zu Personen, bei denen Du Dir keinen Zwang auferlegst; das sieht man, Du bist dort wahrscheinlich wie zu Hause.«

*

Wenn er etwas später als gewöhnlich nach Hause kommt, so ruft man ihm zu:

»Du hast Dich also sehr gut unterhalten, wie es scheint? Du vergißt dort Frau und Kinder. Was für eine Aufführung!«

Wenn Theophilus von der Verwendung seiner Zeit Rechenschaft geben will, so fällt ihm seine Frau ins Wort:

»Schweig! Du willst mich anlügen, wie gewöhnlich; aber erspare Dir nur die Mühe, ich glaube Dir nicht!«

In Gesellschaft ließ Madame Tamponnet ihren Mann nicht aus den Augen, und wenn sie ihn mit einer jungen Dame sprechen sah, so schlich sie sich hinter ihn und kniff ihn in den Arm. Der arme Mann ließ sich kneifen, ohne sich zu beklagen, aber er dachte:

»Was für eine Qual ist eine eifersüchtige Frau! es ist schrecklich! keine Ruhe, kein Genuß mehr! Ich weiß nicht, wie ich mich in Gesellschaft benehmen soll! Ich wage keine Dame mehr anzureden. Wenn ich in einer Ecke sitze, ohne etwas zu sagen, so gibt es eine tragische Scene, und Euphemie sagt, ich sinne wahrscheinlich über meine Liebschaft nach ... Wenn ich lache und vergnügt bin, so sagt sie, Du bist heute sehr gut gelaunt, ohne Zweifel ist hier eine Person, mit der Du einen Liebeshandel hast! ... Sapperlot! Das wird sehr langweilig! Meine Frau hat mich zu lieb, sie treibt die Zärtlichkeit zu weit, es geht in Wahnsinn über! Ich fange an mich zu fürchten, ich hatte sie früher sehr lieb, und jetzt bin ich nur ruhig, wenn ich weit von ihr bin. Es ist eine große Dummheit, eifersüchtig zu seyn, anstatt sich die Liebe Anderer zu bewahren macht man sich verhaßt!«

Madame Tamponnet stürzte oft unerwartet in das Cabinet ihres Mannes, wenn sie wußte, daß er nicht ausgegangen war. Zuweilen war ihr Erscheinen so überraschend und sie hatte die Thür mit solcher Vorsicht geöffnet, daß Theophilus, ganz erstaunt seine Frau hinter sich zu sehen, vor Schrecken laut aufschrie.

Dann sagte Euphemie:

»Meine Gegenwart setzt Dich in Verlegenheit? Du warst also sehr beschäftigt? Du ärgerst Dich, daß ich Dich gestört habe?«

»Mein Gott! nein, ich bin erschrocken, weil ich Dich plötzlich hinter mir sah, es weckte mich auf, denn ich glaube, daß ich schlief.«

»Du lügst! Du schliefst nicht, Du hast Tinte an den Fingern, Du hast geschrieben!«

»Du spielst ja den Bartolo aus dem Barbier von Sevilla!«

»Es handelt sich hier um keinen Barbier von Sevilla ... An wen hast Du geschrieben? gewiß an eine deiner Geliebten?«

»Habe ich denn eine Geliebte? Du träumst!«

»Nun, was hast Du geschrieben? zeige es mir, ich will es sehen.«

»Mein Gott! ich schrieb ein altes Lied, das sehr hübsch ist ... ich erinnerte mich dabei an einen jener Abende, wo ich ...«

»Ein Lied, wo ist es?«

»Ich habe mir aus Zerstreuung eine Cigarre damit angezündet.«

»Welch ein Gewebe von Spitzbübereien! Du hast kein Lied geschrieben, Du hast keine Stimme, Du singst nie...

O! wenn ich deine Correspondenz entdecke, dann nimm Dich in Acht!«

Euphemie sucht in dem Secretär, zieht die Schubladen auf, wirft alle Papiere durcheinander, dann verläßt sie das Cabinet und sagt:

»Du hast etwas versteckt, das ich noch nicht finden konnte; aber ich werde alles zerstören lassen in deinem Cabinet!«

Schöne Aussicht! denkt der arme Theophilus, als seine Frau fort ist, und in seinem Aerger nimmt er Stock und Hut und geht; er verläßt das Haus, wo kein Friede mehr für ihn ist. Indessen getraut er sich nicht mehr seinen Freund Badinet zu besuchen, denn er fürchtet, seine Frau könne es erfahren, und er hat mehr als einmal bemerkt, daß sie ihn auf der Straße verfolgte. Aber eines Tages begegnete ihm sein alter Freund.

»Parbleu! endlich treffe ich Dich,« sagte Badinet; »man muß Dich also auf der Straße suchen, wenn man Dich sehen will? das ist schön von Dir! Was bedeutet das, Theophilus? Warum besuchst Du uns nicht mehr? Wir sind mehre Male bei Euch gewesen, und immer hat man uns gesagt: Sie sind nicht zu Hause, sie sind ausgegangen. Endlich, das letzte Mal schlug uns dein Stubenmädchen die Thür vor der Nase zu und sagte: Madame ist nicht sichtbar. — In der That sehr höflich!«

»Meine Frau gewöhnt das Mädchen an diesen Ton.«

»Wir dachten, das ist genug, wenn sie uns sehen wollen, so mögen sie kommen; denn wir haben sie immer auf das Beste empfangen . . . Was bedeutet diese Veränderung? von Dir kann es nicht kommen.«

»O nein! ich versichere Dich!«

»Nun, was haben wir denn deiner Frau gethan?«

»Du würdest mir nicht glauben, wenn ich es Dir sagte; ich wette sogar, Du würdest darüber lachen . . . Euphemie ist eifersüchtig auf Madame Badinet, sie behauptet, ich liebte deine Frau!«

Badinet lacht, daß ihm die Thränen über die Wangen rinnen, aber Theophilus fährt fort:

»Du findest das sonderbar; ich versichere Dir, daß ich es gar nicht spaßhaft finde, Euphemie hat mir verboten, Dich zu besuchen.«

»Und Du Einfaltspinsel gehorchst ihr!«

»Wie kann ich anders? . . . Sie wäre im Stande mich zu erdolchen, wenn sie mich aus deinem Hause kommen sähe.«

»Versuche es nur, und ich wette, es wird Dir nichts geschehen.«

»Ich möchte den Versuch nicht wagen . . . Ach! lieber Freund, welch eine schreckliche Qual ist eine eifersüchtige Frau!«

»Aber auf meine Frau eifersüchtig zu seyn!«

»O, jetzt ist sie auf Jedermann eifersüchtig. Ich kann mich keiner Schürze mehr nähern, ohne daß sie die Farbe wechselt . . . nicht die Schürze, sondern meine Frau.«

»Du hast es gewollt, Georges . . .«

»Ja! Ja! ich wußte wohl, daß Du mir das sagen würdest, aber weil eine Frau nervenschwach ist, so folgt daraus nicht, daß sie ein weiblicher Tyrann seyn müsse.«

»Wir sind aber doch nicht mehr jung, lieber Freund, wir sind beide Fünfziger.«

»Ich weiß es wohl, und das sage ich meiner Euphemie sehr oft.«

»Was machen denn deine Kinder?«

»Sie wachsen heran. Mein Sohn Hippolyt, der beinahe dreizehn Jahre alt ist, thut nichts; aber er hat die schönsten Anlagen, man muß sie nur entwickeln. Meine Tochter Amanda wird bald eine vollständige Nase bekommen; ihre Nase wird zwar immer sehr klein bleiben, indessen für ein junges Mädchen . . . Ach mein Gott, ich sehe dort einen Hut, der dem Hute meiner Frau ganz ähnlich ist! Adieu, Freund, Adieu! ich mache mich aus dem Staube!«

Theophilus läuft davon und läßt seinen Freund Badinet zurück, der nach Hause geht und seiner Frau erzählt, was er gehört.

Eines Abends, als Madame Tamponnet etwas ruhiger als gewöhnlich war und der Tag ausnahmsweise ohne eine stürmische Scene vorübergegangen war, macht Theophilus seiner Frau den Vorschlag ein neues Stück zu sehen, welches im Theater des Palais-Royal gegeben wird. Euphemie hat Lust in das Theater zu gehen, aber sie entscheidet sich für das Théâtre-Français.

Theophilus aber entgegnet:

»Liebes Kind, ich möchte gerne lachen, es ist sehr gut für die Gesundheit, zuweilen zu lachen. Im Théâtre-Français wird sehr gut gespielt, das läugne ich nicht; aber die Stücke entsprechen nicht immer den Talenten der Schauspieler. — Im Palais-Royal ist es anders, die Schauspieler schaffen eigentlich erst die Stücke. Grassot, Sainville, Ravel, das sind Schauspieler!«

Euphemie gibt nach und erwiedert:

»Du siehst, daß ich Alles thue, was Dir gefällt.«

Die beiden Gatten begeben sich ins Theater, sie setzen sich in eine Loge. Kaum sind sie zehn Minuten da, so erscheint Badinet mit seiner Frau in einer Loge gerade gegenüber.

Als Theophilus seinen Freund und dessen Frau bemerkt, erblaßt er und zittert, er wagt nicht mehr die Augen aufzuschlagen, denn er sieht eine stürmische Scene voraus.

Euphemie, welche die Freunde ihres Mannes noch nicht bemerkt hat, frägt verwundert:

»Was fehlt Dir denn? Du scheinst unbehaglich zu seyn? Du wagst Dich gar nicht umzusehen, als ob Du von Holz wärest!«

»Ich habe . . . ich weiß nicht was mir fehlt . . . Ich glaube, mein Diner . . .«

In diesem Augenblicke bemerkt Euphemie das Ehepaar Badinet, sie erblaßt, ballt die Fäuste und ruft:

»Jetzt sehe ich, was Dir fehlt, Du Unhold! Sie ist da, sie sitzt uns gegenüber . . . Ich wundere mich nicht mehr, daß Du durchaus in dieses Theater gehen wolltest. Es war ein verabredetes Stelldichein!«

»Ich versichere Dir, Euphemie, daß ich es durchaus nicht wußte, und wenn ich es gewußt hätte, so wäre ich nicht hierhergekommen.«

»Schweig, ich bin nicht so dumm wie Du glaubst! Ah! Du verstehst Dich mit ihr, Du kommst hieher, um sie zu sehen; aber ich verbiete es Dir, sie anzusehen! Hörst Du wohl?«

Theophilus bleibt unbeweglich und wagt nicht mehr seine Blicke von der Bühne abzuwenden; aber plötzlich sieht

er in den zweiten Stock hinauf, wo ein Kind schreit; sogleich gibt ihm seine Frau eine Ohrfeige und ruft erbittert:

»Ah! Verräther, Du hast sie angesehen!«

Der arme Mann hat genug, er verläßt die Loge und verzichtet auf das Theater. Seit jenem Abend will seine Frau nicht mehr, daß er den Fuß in ein Theater setze. Eines Abends ist Theophilus nach dem Essen ausgegangen, um Schulbücher für seine Tochter zu kaufen. Seine Frau hat die Stirn gerunzelt, als er seinen Hut genommen, aber sie hat nichts gesagt. Als er seine Einkäufe gemacht hat, fühlt er das Bedürfniß einen Augenblick in ein Haus zu gehen, wo sich »geruchlose Cabinete« befinden. Als er dieses Haus verläßt und wieder auf der Straße erscheint, wird er von einer Frau am Kragen ergriffen.

Es ist Euphemie, welche mit zischender Stimme zu ihm sagt:

»Ha, Treuloser! Dieses Mal ertappe ich Dich, Du kannst nicht mehr läugnen, Du hast mich gewiß nicht erwartet!«

»Nein, ich habe Dich nicht erwartet . . . Nun, was liegt denn daran, hier hineinzugehen?«

»Verräther! Du kommst von deiner Geliebten, und hast noch die Frechheit, Dich dessen zu rühmen?«

»Ich . . . von meiner Geliebten?«

»Ja, und ich will sie erdolchen, ich werde sie schon finden! Ich will wissen, was da drin vorgeht!«

Euphemie dringt in das Innere des Etablissements, während Theophilus sich entfernt und zu sich sagt: »Ich möchte wohl wissen, was sie in diesem Hause eigentlich er-

dolchen will . . . Sie muß die Lettern über der Thür und die Aufschrift nicht bemerkt haben; sie ist indessen sehr sichtbar. Aber die Eifersucht grenzt wirklich an Wahnsinn. Es ist eine abscheuliche Schwäche!«

Einige Jahre später starb Madame Euphemie Tamponnet an der Lungensucht, und Theophilus blieb Witwer mit einem siebzehnjährigen Sohne und einer dreizehnjährigen Tochter, die anfing eine Nase zu bekommen.

XVIII.

Ein Vater und seine Kinder.

Als Tamponnet sich als Witwer sieht, fängt er an gerader zu gehen und mit seinem Spazirstock zu spielen. »Jetzt,« sagt er zu sich, »werde ich mein eigener Herr seyn; ich kann thun was mir beliebt; ich kann gehen und kommen ohne eine Gardinenpredigt zu fürchten . . . Ach! es ist ein schönes Gefühl, frei zu seyn! Diese Stellung, nach der ich mich immer sehnte, habe ich endlich errungen: ich bin Witwer, ich habe zwei Kinder; aber mein Sohn ist beinahe ein Mann, ich werde einen guten Platz für ihn finden. Meine Tochter wird heranwachsen, ihre Nase wird eine hinlängliche Größe bekommen; ich werde mich bald nach einem Manne für sie umsehen; Alles wird gehen wie auf Rädern.«

Aber der junge Hippolyt Tamponnet, der immer zur Unzeit verzogen oder ausgezankt ward, der seine Eltern fast immer in Unfrieden gesehen hatte, war gewöhnt worden, auf Niemand zu hören und weder seinem Vater noch sei-

ner Mutter zu gehorchen; denn wenn sein Vater ihm etwas verbot, so war dieses ein Grund, daß seine Mutter es ihm erlaubte, und wenn diese dem Sohne etwas verweigerte, so gestattete es ihm sein Vater heimlich.

Die Uneinigkeit der Eltern ist immer ein trauriges Beispiel für die Kinder. Hippolyt Tamponnet war nicht gerade ein Taugenichts, aber nicht weit davon, er wußte von allem etwas, aber so wenig, daß er für unwissend gelten konnte; dagegen dachte er nur an Zerstreuungen, und begann schon mit dem Aplomb eines Tambourmajor die Mädchen zu lorgnettiren.

Amanda, die damals dreizehn Jahre und einige Monate zählte, war ein ganz anderer Charakter. Sie hatte von ihrer Mutter gelernt, sich gerade zu halten, eine bescheidene Haltung anzunehmen und nicht bei jeder Gelegenheit zu lachen; sie lernte ziemlich leicht, und da sie sich gern ein kluges Ansehen geben wollte, so gab sie sich viele Mühe und mischte sich frühzeitig in jedes Gespräch. Kurz, mit dreizehn Jahren war sie schon eine kleine vorlaute Schwätzerin und gab ihre Meinung über Alles, wie eine Frau von vierzig Jahren.

Mehr als einmal dachte Theophilus, indem er verwundert seiner Tochter zuhörte:

»Ich glaube, das Mädchen wird sehr gescheidt werden, sie weiß schon außerordentlich viel. Sie kann über eine Menge Dinge Auskunft geben, die mir nie in den Kopf wollten . . . Und welche Entschiedenheit, welche Unbefangenheit im Gespräche! wenn sie plaudert, glaubt man eine alte Frau zu hören. Sie wird einmal eine Staël, oder zum wenigsten eine Sévigny werden. — Hippolyt ist wohl etwas ausge-

lassen, aber es ist seinem Alter angemessen; ich würde es auch gewesen seyn, wenn ich gekonnt hätte.«

Bald nach dem Tode seiner Frau beginnt Theophilus seine Tochter über eine Menge von Haushaltungsgegenständen zu befragen, dann spricht er mit ihr von Geldangelegenheiten, und stets verwundert über ihren Scharfsinn thut er bald nicht das Mindeste, ohne sein Töchterlein in Rath genommen zu haben.

Die Kinder bemerken bald die Gewalt, welche sie über ihre Eltern bekommen, und sind nur zu geneigt Mißbrauch damit zu treiben. Nach kurzer Zeit handelt und befiehlt Fräulein Amanda wie die Frau vom Hause. Sie ordnet die Speisen an, rechnet mit dem Dienstboten, ladet Gesellschaft ein, läßt alle Haushaltungsbedürfnisse einkaufen und bestimmt die Eintheilung der Zeit.

Theophilus ist außer sich vor Freude. Er sagt frohlockend:

»Ich habe nicht mehr nöthig, mich in etwas zu mengen, meine Tochter thut Alles, sie führt mein Hauswesen, und das geht sehr gut.«

Aber wenn der Papa ausgehen will, sagt Fräulein Amanda zu ihm:

»Ich will mit Dir gehen, Du sollst mich nicht mit der Köchin allein zu Hause lassen, das wäre nicht schicklich; nimm mich mit!«

Theophilus nimmt sein Töchterlein mit; er denkt: »Es ist richtig, ich darf sie nicht allein zu Hause lassen, das ist nicht schicklich.«

Wenn man ihn zum Essen einladet, ohne seine Tochter mit einzuladen, so sagt Amanda zu ihm:

»Was denken denn die Leute? sie laden Dich zum Diner ein, und von mir ist keine Rede! Das finde ich sehr unartig; man glaubt also, ich wisse mich nicht in Gesellschaft zu benehmen? Ich weiß mich vielleicht besser zu benehmen, als andere Leute.«

Zuweilen möchte der Papa gerne in Männergesellschaft speisen, und antwortet seiner Tochter:

»Liebes Kind, ich versichere Dir, Du irrst Dich, es hat andere Gründe, daß man Dich nicht eingeladen hat.«

»Die Gründe können nicht gut seyn.«

»Es ist ein Junggesellendiner.«

»Was heißt das? . . . Du bist ja kein Junggeselle, Du bist Witwer.«

»Ja, aber wenn man sagt ein Junggesellendiner, so heißt das ein Diner, an welchem nur Männer Theil nehmen.«

»Das kann nicht unterhaltend seyn.«

»Im Gegentheil, zuweilen sehr unterhaltend, es herrscht da ein lustiger Ton, der . . . Du kannst mich nicht verstehen, aber man singt, man zecht, man schwätzt Dummheiten, wie es unter Männern üblich ist, und das würde sich in Gegenwart von Kindern nicht schicken.«

»Ich bin kein Kind mehr, ich bin ein Fräulein; und überdies begreife ich nicht, wie mein Papa, der doch ein vernünftiger Mann, ein Familienvater ist, mit Leuten speisen kann, die Dummheiten schwätzen. Wenn man das wüßte, so würde man sagen: Herr Tamponnet führt sich sonderbar auf . . . Glaube mir, Papa, es schickt sich nicht für Dich, in diese Gesellschaft zu gehen.«

Theophilus kratzt sich hinter den Ohren, er räuspert sich und sagt zu sich:

»Im Grunde hat sie Recht, ein Junggesellendiner in meinem Alter wäre nicht recht schicklich; es ist besser, wenn ich nicht hingehe.«

Hippolyt legte dem Willen seines Vaters kein Hinderniß in den Weg, aber er machte ihm auf andere Weise zu thun. Er blieb ganze Tage außer dem Hause; kam nicht zum Speisen, und zuweilen vergaß er sogar Abends nach Hause zu kommen. Dann war die Unruhe seines Vaters außerordentlich groß. Theophilus eilte an alle Orte, die sein Herr Sohn zu besuchen pflegte, in die Kaffehhäuser, Theater, Ballsäle, und wenn er Hippolyt nicht fand, kam er athemlos und erschöpft zurück.

»Es ist unmöglich, deinen Bruder zu finden,« sagte er zu seiner Tochter. »Er hat Dir also nicht gesagt, was er gestern zu thun willens war, ob er vielleicht auf das Land gehen wollte?«

»Das fehlte noch! mein Bruder sagt mir nie etwas, und ich frage ihn auch nicht. Ein schönes Subject, mein Bruder! Er ist ein Esel! In seinem Alter weiß er noch nicht einmal, unter welchem Könige von Frankreich die Frauen Reifröcke getragen haben.«

»So, das weiß er nicht? Aber er ist vielleicht nicht der Einzige . . . Du behandelst ihn sehr streng!«

»Und Du nicht streng genug, Papa! Du läßt ihm allen Willen und Du siehst, wie sehr er deine Nachsicht mißbraucht!«

Tamponnet erhob die Augen zum Himmel und sagte:

»Ach! ich habe nie thun können, was mir beliebt, und ich wünsche, daß meine Kinder glücklicher seyn mögen, als ich es gewesen bin.«

Wenn Hippolyt endlich nach Hause kam, so wollte ihn sein Vater auszanken; er machte ein finsteres Gesicht, stampfte mit dem Fuße und schnaubte ihn an:

»Sapperlot! weißt Du wohl, daß deine Aufführung mir nicht gefällt! Was bedeutet das in deinem Alter? Ein Gelbschnabel von achtzehn Jahren bleibt ganze Tage aus und läuft umher, ich weiß nicht wohin! Das geht zu weit! . . . Und wie viel Geld gibst Du aus? Das kann nicht so fortgehen.«

Aber Hippolyt bleibt ganz gelassen; er nimmt seinen Vater unter den Arm und antwortet einschmeichelnd:

»Ich versichere Dir, Papa, daß es nicht meine Schuld ist, ich habe mit einigen Freunden gespeist.«

»Aber man speist ja nicht die ganze Nacht . . .«

»Nach dem Diner haben wir ein bischen getanzt.«

»Es war also ein Männerball?«

»Abends sind einige Damen gekommen . . . sehr anständige Damen . . . die sind mit uns herumgesprungen.«

»Anständige Damen, die mit jungen Leuten herumspringen! das ist sehr verdächtig.«

»Der Tanz hat sich bis gegen Morgen verlängert und dann haben wir etwas gespielt.«

»Ach! das ist das Schönste... sein Geld verlieren, das fehlte noch!«

»Wir haben ja nicht Karten gespielt! O pfui! wir haben Billard gespielt . . . und ich spiele sehr gut!«

»Nun, Billard lasse ich mir gefallen . . .«

»Denke Dir, mit meinem Ball, der dicht an der Bande steht, kann ich caramboliren!«

»Nicht möglich! diesen Stoß mußt Du mich lehren.«

Tamponnet würde sehr glücklich gewesen seyn, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich bei Tische mit seinen beiden Kindern recht gemüthlich zu unterhalten. Aber die beiden Geschwister neckten sich fast beständig. Hippolyt spottete über das hochtrabende Wesen seiner Schwester, Amanda über die Unwissenheit ihres Bruders, der nicht einmal seine Sprache reden könne.

Eines Tages sagte Hippolyt bei Tische:

»Ich habe mich gestern mit zwei Freunden sehr gut unterhalten, zuerst sind wir in die elysäischen Felder gegangen, wo wir ...«

Fräulein Amanda fällt ihrem Bruder ins Wort und sagt:

»Das ist schlecht gesagt: wir sind in die elysäischen Felder gegangen, es muß heißen: wir gingen.«

»Nun, was liegt daran, ist das nicht Alles eins?«

»Nein, das ist nicht Alles eins. Du bist ein Esel; für dein Alter nicht einmal den richtigen Gebrauch der Zeitwörter zu kennen! Das ist schmählich!«

»Ich weiß nicht, ob ich ein Esel bin, aber Du benimmst Dich wie ein alter Schulfuchs, wie ein Pedant; Du wirst sehen, ob Du mit dieser Pedanterie einen Mann bekommst.«

»Das kümmert Dich nicht; einen Mann wie Du bist, möchte ich schon gar nicht.«

»Streitet Euch doch nicht immer, Kinder!« mahnt

Theophilus; »was willst Du uns erzählen, Hippolyt? fahre fort.«

»Wir gingen also in die elysäischen Felder und wollten auf dem Balle Mabille tanzen, als es auf einmal zu nieseln anfing . . «

»Ha! ha! ha! das klingt hübsch: es fing an zu nieseln! . ., ha! ha! ha!«

»Ja! nun ja! Habe ich denn schon wieder einen Schnitzer gemacht? Ich meine, es regnete ganz wenig, es fiel ein feiner Regen und dann sagt man doch: es nieselt!«

»Nur ein Tölpel, wie Du bist, sagt das. Suche einmal das Wort »nieseln« im Wörterbuche, Du wirst sehen, ob Du es findest.«

»Was liegt mir daran, ob es im Wörterbuche steht oder nicht, man sagt es.«

»Man sagt es, wenn man schlecht spricht und seine Sprache nicht versteht. Nicht wahr, Papa?«

Theophilus, der selbst dieses getadelte Wort mehr als einmal gebraucht hatte, schüttelt den Kopf und stammelt:

»Ja, es ist wahr, es gibt Wörter . . . man könnte sich freilich besser ausdrücken; aber wenn man es gewohnt ist . . . Reiche mir doch das Brot.«

»Also, Jungfer Schulmeisterin,« sagte Hippolyt, »wie würdest Du denn sagen, wenn ein ganz feiner Regen fällt?«

»Ich würde sagen: es rieselt, das ist das wahre Wort. Sieh nur in das Wörterbuch.«

»Du führst also immer ein Wörterbuch in der Tasche . . . wie pedantisch!«

»Nun es ist genug, Kinder! Hippolyt, erzähle weiter.«

»Du siehst ja, der Professor Amanda unterbricht mich immer... Ich sagte also, daß wir in den elysäischen Feldern von einem feinen Regen überrascht wurden, es . . . das Wort sage ich nicht mehr. Endlich fing es an zu platzregnen.«

»Ha! ha! ha! das ist schön! wieder ein Wort von deiner Erfindung!«

»Laß mich doch reden! kurz und gut, es kam ein Gewitter, es... sapperlot! an diesem Worte wirst Du doch nichts auszustellen haben?«

»Nein, aber ich finde, daß Du vor Papa nicht fluchen solltest. Glaubst Du denn, es sey schicklich in guter Gesellschaft zu fluchen?«

»Gehörst Du denn zur guten Gesellschaft?«

»Und zählst Du denn den Papa für gar nichts? Höre nur, Papa, Hippolyt hat keinen Respect!«

»Mein Kind, darüber setze ich mich hinweg... Erzähle nur weiter, Hippolyt!«

»Wo war ich denn? Man kann mit dieser kleinen Kröte gar nicht reden.«

»Hörst Du wohl, Papa? er nennt mich eine kleine Kröte!«

»Mein Kind, das ist so bös nicht gemeint, er will Dir nur eine Schmeichelei damit sagen.«

»Also in den elysäischen Feldern wurde ich mit meinen beiden Freunden vom Regen überrascht; wir drei hatten nur einen Schirm. Ich sage zu mir: Man muß dem Alexander

einen Streich spielen. Aber Alexander merkt etwas und er giftet sich leicht...«

»Er kommt leicht in Zorn, willst Du sagen. Suche nur im Wörterbuche, ob Du das Wort findest?«

»Endlich wird mir's zu arg! Du langweilst mich, man kann ja gar nicht zu Worte kommen! Du sollst lieber deine Nase lang ziehen, damit sie präsentabel werde, das wäre besser, als sie immer in die Wörterbücher zu stecken.«

Sobald von ihrer Nase die Rede war, wurde Fräulein Amanda wüthend; der Vater sah sich dann genöthigt, Einsprache zu thun, um die beiden Geschwister zu verhindern, handgemein zu werden. Er pflegte bei solchen Gelegenheiten die Sitzung aufzuheben, indem er vom Tische aufstand, ohne in Ruhe seinen schwarzen Kaffeh nehmen zu können.

Die Zeit vermehrte die Martern des armen Theophilus, anstatt sie zu mildern. Fräulein Amanda wurde täglich eigenwilliger und störrischer, sie fand immer irgend einen Vorwand, um ihren Vater am Ausgehen zu verhindern, oder wenn er sich eine Zerstreuung machen wollte, ohne sie auszugehen.

Anstatt vernünftig zu werden, gab sich Hippolyt einem ausschweifenden Leben hin; er schlug sich, spielte und machte Schulden. Die wenige Zeit, welche Theophilus frei hatte, mußte der unglückliche Vater immer seinem Sohne widmen, um ihn aus einem Gasthause, wo er nicht bezahlen konnte, auszulösen, oder ihn Morgens auf der Hauptwache zu reclamiren, wenn er im »Violon« geschlafen hatte. Endlich mußte er den Arzt holen, wenn man seinen Sohn krank nach Hause brachte.

Theophilus dachte: »Das kann nicht so fortgehen, meine Kinder lassen mir keinen Augenblick Ruhe mehr, ich muß einen entscheidenden Entschluß fassen, ich muß zeigen, daß ich Herr im Hause bin!«

Als sein Sohn im Stande war ihn zu hören, sagte er zu ihm:

»Hippolyt, Du bist jetzt einundzwanzig Jahre alt, Du kannst das Leben, welches Du führst, nicht so fortsetzen, deine Gesundheit wird darüber zu Grunde gehen, und meine Börse auch. Du mußt Dir einen Beruf wählen; was willst Du werden?«

»Alles was Du willst, Papa. Es ist mir egal.«

»Nun, das läßt sich hören, Du bist artig und folgsam. Willst Du Advocat werden?«

»Ich möchte es wohl, aber ich habe das Jus nicht studirt, und es wäre zu spät um es anzufangen.«

»Das ist wahr... Also zu etwas Anderem. Hast Du Lust Arzt zu werden?«

»Das wäre mir gar nicht unangenehm, aber ich habe gar keine Collegia gehört, ich kann nicht einmal ein Pflaster streichen.«

»Dann würdest Du noch weniger ein Recept schreiben können . . . Also willst Du Kaufmann werden? Das ist sehr einladend, man kann sein Glück machen.«

»Aber man muß rechnen können, und ich kann nicht rechnen.«

»Das ist wahr, als Kaufmann muß man rechnen können... Wie wäre es, wenn Du Soldat würdest?«

»Nein, das geht nicht, Papa! Du weißt, daß ich

bei der geringsten Gelegenheit huste; ich würde das Garnisonsleben nicht vertragen.«

»Diable! was bleibt uns denn sonst noch übrig?... Willst Du Künstler werden? Die Künstler werden sehr gesucht, stehen in großem Ansehen; in meiner Jugend ließ man ihnen nicht so viel Gerechtigkeit widerfahren, wie heut zu Tage; aber jetzt sind alle Vorurtheile verschwunden.«

»Hm! Das wäre mir schon recht, das Künstlerleben ist sehr angenehm.«

»Nun, so werde Künstler!«

»Ja... Aber in welchem Genre? Ich bin nicht musikalisch, ich kann nicht zeichnen, nicht malen...«

»So gehe zum Theater.«

»Um Rollen zu lernen, muß man ein gutes Gedächtniß haben und ich kann keine zwei Zeilen auswendig lernen.«

»Ah! jetzt fällt mir etwas ein: schreibe Theaterstücke, werde Literat; Du kannst Mitglied der Akademie werden! Du weißt doch, die Akademie steht am Pont-des-Arts.«

»O! ich weiß wohl, wo die Akademie ist... Aber man wird nicht Literat, wie man zum Beispiele ein Schneider wird; man muß zum Schriftsteller geboren seyn, man muß Talent haben, man muß die Mittel dazu auf die Welt bringen.«

»Ich glaube, Du irrst Dich, ich kenne viele Leute, die Schriftsteller, Dichter geworden sind und gar kein Talent haben. Sie suchen bald auf der einen bald auf der andern Seite etwas herauszuschlagen; sie durchstöbern alte Bücher, sie greifen Neuigkeiten, Anekdoten auf... besonders die Neuigkeiten, das ist ihre starke Seite! Es kommt zum

Beiispiele eine auffallende Mode auf, so laufen sie zu einem Theaterdirector und sagen: Ich habe ein Stück über diesen Gegenstand geschrieben. Sie haben noch keine Zeile geschrieben; aber dann laufen sie zu wirklichen Schriftstellern und sagen: Ich habe ein Sujet für ein Stück, ich bringe Ihnen ein Sujet für ein Vaudeville; die Annahme ist mir schon zugesichert. Arbeiten Sie, ich werde die Gänge verrichten.« Und der Schriftsteller schreibt. Auf den Titel des Stückes werden beide Namen gesetzt, und zuweilen kommen beide in den Ruf geistreicher Männer... Warum sollst Du es nicht ebenso machen können, wie solche Literaten?«

»Ich danke, Papa. Es gibt solcher Leute schon zu viele, ich will die Zahl nicht vermehren.«

»Der Tausend, ich glaube, Du taugst zu gar nichts.«

»Das ist nicht meine Schuld, Papa. Du siehst, daß ich Alles thun will, was Du wünschest.«

Theophilus sah zuweilen seinen Freund Badinet, der ebenfalls Witwer geworden war. Nachdem er diese Unterredung mit seinem Sohne gehabt hatte, klagte er ihm sein Leid und sagte: »Du hast Kinder, Du hast zwei Söhne und eine Tochter; machen sie Dir auch so viel Sorge und Kummer?«

»Meine Kinder,« antwortet Badinet, »sind meine Freude, mein Glück; ich mache schon Pläne für die Zukunft, denn ein Vater lebt ja in seinen Kindern wieder auf. Alle Pläne, die ich für sie mache, sind auch für mich.«

»Ist denn deine Tochter nicht vorwitzig, hoffärtig und herrisch?«

»Meine Tochter ist sanft, gut und folgsam.«

»Erlaubt sie Dir denn auszugehen, wenn Du Lust dazu hast, und eine Einladung zum Speisen anzunehmen, wenn sie nicht miteingeladen wird?«

»Ach, mein alter Freund, ich verstehe deine Fragen nicht... Seit wann frägt denn ein Vater seine Kinder um Erlaubniß, wenn er ausgehen will? Wo hast Du denn das gesehen?«

»Leider in meinem Hause ... Und deine Söhne sind nicht liederlich? sie laufen nicht in die Kaffehhäuser, auf die Bälle?«

»Meine Söhne arbeiten, studiren, jeder von ihnen hat schon einen Beruf gewählt, und ich hoffe, daß sie sich auch einst einen Namen machen werden.«

»Ach! Badinet, Du bist sehr glücklich mit deinen Kindern!«

»Armer Alter! Du nennst das ein seltenes Glück! Wenn Dir dieses Glück nicht zu Theil geworden ist, so ist es deine Schuld.«

»Meine Schuld? Es ist das Unglück, das mich verfolgt, das mich immer verfolgt hat.«

Nach einiger Zeit entschließt sich Theophilus große Opfer zu bringen, um wenigstens einen Augenblick Ruhe im Hause zu finden. Er opfert einen Theil seines Vermögens, er stattet seinen Sohn glänzend aus, und Hippolyt, der des Pariserlebens überdrüssig zu werden beginnt, entschließt sich endlich nach Indien zu gehen.

Für Amanda findet er mittelst einer großen Aussteuer einen Mann, was sonst sehr schwer gewesen seyn würde.

Als Theophilus alle diese Vorkehrungen getroffen

hatte, blieben ihm nur dreitausend Francs Renten; aber er begnügt sich damit; weit entfernt, das Geschehene zu bereuen, freut er sich, die Zukunft seiner Kinder gesichert zu haben und der Aufsicht überhoben zu seyn.

XIX.

Die Haushälterinnen.

Als sein Sohn eingeschifft und seine Tochter verheirathet ist, hüpft Theophilus vor Freude und sagt:

»Jetzt habe ich keine Frau, keine Kinder, keinen Lärm, keine stürmischen Auftritte mehr... Endlich! endlich! tandem denique! Wie einst mein guter Lehrer Museum sagte... Ich glaube, das ist Alles, was ich von dem Latein behalten habe, und er rief immer »Tandem,« wenn gemeldet wurde, daß das Essen auf dem Tische stehe.

»Ja, jetzt bin ich mein eigener Herr! Ich kann gehen, kommen, aufstehen, mich schlafen legen, wenn es mir gefällt; ich kann sogar im Bett frühstücken, wenn es mir Vergnügen macht, und ich erinnere mich, daß es ein großer Genuß für mich war, als ich noch ein Knabe war. Wenn ich recht artig war, sagte meine Mutter zu mir: Morgen will ich Dir dein Frühstück ins Bett bringen, und das machte mich sehr glücklich . . . Welch eine Freude, mit sechzig Jahren sich dieselben Genüsse zu verschaffen, die man mit acht oder neun Jahren hatte! . . . Doch es fällt mir ein, um in meinem Bett zu frühstücken, muß ich Jemand haben, der mir das Frühstück macht und bringt, sonst würde der Genuß wegfallen. Ich will eine

Haushälterin nehmen, die mein Haus in Ordnung hält und gut kochen kann; denn es wäre mir langweilig, jeden Tag im Gasthause zu speisen.

»Sie wird mein Zimmer heizen und mir meine Pantoffeln zurecht stellen. Diese Idee gefällt mir; im Grunde bin ich ja mein eigener Herr und kann eine Haushälterin nach meinem Gefallen nehmen. Nicht als ob ich im Sinn hätte... Gott bewahre! Ich bin ein zu verständiger Mann, um solche Gedanken zu haben; aber ich werde mir eine hübsche, angenehme Haushälterin wählen, denn es ist doch angenehmer, ein junges freundliches Gesicht, als eine häßliche mürrische Figur vor Augen zu haben.«

Theophilus sucht sich also eine Haushälterin, er wendet sich an einige Dienstvermittlungsanstalten. Bald kommen die Dienstboten in Menge. Ein Platz bei einem wohlhabenden kinderlosen Witwer ist das Eldorado einer Haushälterin.

Theophilus wählt eine junge Lothringerin mit einem offenen bescheidenen Wesen, die versichert, daß sie weder Vettern noch Landsleute in Paris habe. Magdalena, so heißt die Lothringerin, kommt angeblich so eben aus ihrem Dorfe, sie besticht ihren Herrn durch ihr sittsames, zurückhaltendes Wesen und ihre süßen Worte.

Sie ist gerade keine geschickte Köchin und nicht ungemein reinlich, und sie zerbricht Alles was sie berührt, aber Theophilus denkt:

»Es wird sich schon machen, sie kommt eben vom Lande, sie hat noch nicht in der Stadt gedient, man muß nachsichtig seyn und einem sittsamen Mädchen schon etwas zu Gute

halten. Diese guten Eigenschaften können schon manche Fehler entschuldigen.«

Theophilus war von der Harmlosigkeit seiner Haushälterin so fest überzeugt, daß er in ihrer Gegenwart nicht einmal gewagt hätte, seine Weste zu wechseln, und sich einriegelte, um seine Beinkleider anzuziehen.

Eines Tages, als er die Suppe der hübschen Magdalena etwas schmackhafter als gewöhnlich gefunden hatte, kniff er sie in den Arm und sagte:

»Es ist gut, Magdalena, Du machst Fortschritte: ich werde etwas für Dich thun, mein Kind.«

Aber als sie sich am Arm berührt fühlte, sprang die kleine Lothringerin zurück, als ob sie von einer Schlange gebissen würde. Tamponnet beruhigte sie und sagte:

»Fürchte nichts, mein liebes Kind, ich habe keine böse Absicht, ich wollte Dir nur meine Zufriedenheit zu erkennen geben.«

»Ich bin nicht gewohnt, daß mich ein Mann nur mit dem Finger berührt.«

»Ich glaube es, mein Kind, ich glaube es!«

»In meinem Dorfe habe ich die jungen Bursche geflohen, wie die Wespen; wenn ich zum Tanze ging, tanzte ich nur mit kleinen Mädchen, damit es nicht heiße, die Magdalena hat einen Geliebten, wie andere Mädchen. O, ich mag gar keinen Geliebten haben!«

»Es bedarf dieser Versicherung nicht, man sieht es wohl, man darf Dich nur einen Augenblick ansehen, um überzeugt zu seyn, daß Du die Unschuld selbst bist . . . O, ich verstehe mich darauf, ich sehe es ein, ich hatte Unrecht, Du kannst ganz ruhig unter meinem Dache schlafen.«

Theophilus wäre vor der Bäurin beinahe auf die Knie gefallen, um sich zu entschuldigen, daß er ihren Arm berührt. Aber einige Tage nach dieser Unterredung geht Theophilus Abends ins Theater und nimmt, wie gewöhnlich, den Schlüssel mit.

»Magdalena,« sagt er zu der kleinen Lothringerin, »Du brauchst mich nicht zu erwarten, das Theater ist immer nach Mitternacht zu Ende. Du kannst Dich schlafen legen, mein Kind.«

»Wenn Sie es erlauben! . . . O! ich schlafe sehr gern!«

»Ja, lege Dich nur schlafen, ich brauche nichts mehr, wenn ich nach Hause komme.«

Als Theophilus sein Theaterbillet nimmt, bemerkt er einen Streifen auf dem Anschlagzettel; die Unpäßlichkeit eines Schauspielers ist die Ursache, daß ein anderes Stück gegeben wird.

Unser Witwer, der dieses Stück schon gesehen hat, bleibt stehen, steckt sein Geld wieder ein und denkt:

»Ich habe nicht Lust, das bekannte Stück noch einmal zu sehen, soll ich anderswo hingehen? Nein, ich kenne alle Stücke, die diesen Abend gegeben werden. Ich gehe nach Hause, ich will mir Thee machen lassen . . . Hm! Magdalena wird wohl noch nicht wissen, was Thee ist, sie ist in manchen Dingen noch sehr unwissend, ich werde ihr zeigen, wie man Thee macht.«

Theophilus geht wieder nach Hause, er steigt die Treppe hinan, schließt auf und geht in das Speisezimmer. Er findet Niemand, aber von der Küche her hört er lachen,

singen und sogar küssen. Er traut seinen Ohren nicht und geht leise an die nur angelehnte Thür. Die unschuldige Magdalena sitzt auf dem Schooße eines Pompiers und singt gerade ein sehr schlüpfriges Lied.

Als sie ihr Liedchen geendet hat, sagt der Pompier:

»Ich glaube in dem Speisezimmer ein Geräusch gehört zu haben . . .«

Die Lothringerin antwortet:

»Fürchte Dich nur nicht, mein Isidor. Ich erwarte nur Dich. Diesen Abend ist mein alter Zeisig im Theater, er kommt erst um Mitternacht zurück, und er glaubt, daß ich mit den Hühnern zu Bett gehe . . . O, der alte Gimpel!«

Theophilus kann sich nicht mehr halten, er geht in die Küche, seine Gegenwart bewirkt eine Veränderung, welche einer Operndecoration würdig ist. Der Pompier setzt seinen Helm wieder auf, springt über Gläser und Flaschen hinweg und verschwindet, nachdem er zwei Stühle und einen Tisch umgeworfen hat. Magdalena setzt ihre Haube zurecht und stammelt verlegen:

»Es ist ein Vetter von mir; ich wußte nicht, daß er in Paris war, und er lehrte mich ein Lied . . .«

»Genug,« antwortet Theophilus, »ich brauche deine Geschichten nicht! Schnüre dein Bündel, und morgen früh gehst Du!«

»Aber, gnädiger Herr . . .«

»Nur keine Widerrede . . . Du gehst!«

Am andern Morgen wird Jungfer Magdalena zur Thür hinausgewiesen, aber da Theophilus sich sehr ärgert,

von einem achtzehnjährigen Mädchen gefoppt zu seyn, so entschließt er sich diesesmal eine Haushälterin von gesetztem Alter zu nehmen.

»Eine Alte,« denkt unser Witwer, »wird wenigstens in meiner Abwesenheit keinen Liebhaber zu sich kommen lassen... Ach! wer hätte das von der kleinen Magdalena gedacht! Ich habe sie beinahe um Verzeihung gebeten, daß ich ihren Arm berührte, und sie nannte mich einen alten Zeisig!... Ja, es ist wahr, ich war ein Zeisig, ein Gimpel! Ich glaubte sie fürchtete sich vor jungen Leuten, wie vor den Wespen.«

Die Haushälterinnen bieten sich von neuem an: Theophilus weist die jungen und hübschen zurück, aber er befragt eine Person, die eine Fünfzigerin zu seyn scheint, wie ein Rebstock gewachsen und eine Nase wie eine Messerklinge hat:

»Wie heißen Sie?«

»Adelheid.«

»Können Sie kochen?«

»Ja, das will ich meinen.«

»Gehen Sie gern aus?«

»Nein, ich bin immer zu Hause.«

»Woher kommen Sie jetzt?«

»Aus einem englischen Hause, wo ich ein Jahr gedient habe.«

»Warum sind Sie fortgegangen?«

»Weil die Leute wieder nach England gegangen sind. Sie wollten mich mitnehmen, sie boten mir sogar höhern Lohn an, aber ich wollte nicht nach England gehen.«

»Wo hatten Sie vorher gedient?«

»Bei sehr reichen Leuten in der Vorstadt Saint-Honoré, wo ich drei Jahre war. O, da hatte ich es gut!«

»Und warum haben Sie den Dienst verlassen?«

»Weil sie nach Italien gegangen sind.«

»Wie alt sind Sie?«

»Achtunddreißig Jahre.«

»Achtunddreißig Jahre!« dachte Theophilus, »das ist unmöglich, sie scheint über fünfzig zu seyn. Auf jeden Fall ist sie zu häßlich, als daß man Liebesintriguen fürchten müßte.«

Er behält also Jungfer Adelheid, die ihm ein Diner für sechs Personen bereitet, obgleich er ganz allein speist, und ihm für eine Ente acht Franken, für ein Bündel Petersilie zwölf Sous anrechnet.

»Sie bereiten mir zu schöne Mahlzeiten,« sagt Theophilus zu seiner Köchin, »ich könnte ja für Vier essen.«

»Seyen Sie unbesorgt, gnädiger Herr, ich werde mit dem Reste schon fertig werden, Sie werden ihn nie wieder sehen.«

»Aber Sie sollten auch meine Börse etwas schonen!«

»Wenn man das Beste kauft, kauft man nie zu theuer.«

Theophilus wagte eine Haushälterin nicht auszuzanken, die ihm so schmackhafte Diners bereitet; aber er bemerkt, daß sein Wein mit außerordentlicher Schnelligkeit verschwindet. Er geht selbst in den Keller, aber ein Korb mit vier Bouteillen reicht nicht zwei Tage aus, er entschließt sich also, Jungfer Adelheid zur Rede zu stellen.

»Ich war gestern im Keller; wie geht es denn zu, daß kein Wein mehr abgezogen ist?«

»Sie werden ihn wahrscheinlich getrunken haben...«

»Ich trinke keine vier Bouteillen täglich, ich trinke nicht einmal eine.«

»Ich habe Wein in die Sauce gethan, ich habe die Pflaumen mit Wein gesotten...«

»Ja, das ist etwas Anderes, wenn Sie alles mit Wein zubereiten.«

Theophilus geht in den Keller. Am folgenden Tage bleibt Wein in dem Korbe. Er sagt zu sich:

»Meine Bemerkung hat gefruchtet, sie thut jetzt weniger Wein in ihre Saucen.«

Nach der Suppe will Theophilus seiner Gewohnheit gemäß ein Glas Wein trinken. Er macht ein saures Gesicht, als er bemerkt, daß der Wein stark gewässert ist. Man hat für gut gefunden, seinen Wein zu taufen; aber die Taufe war zu reichlich ausgefallen.

Dieses Mal sagt Theophilus nichts, aber er kommt den Abend unerwartet nach Hause und findet Jungfer Adelheid vollkommen betrunken. Am folgenden Tage schickt er seine Köchin fort.

XX.

Jungfer Marie.

Theophilus muß sich wieder nach einer Haushälterin umsehen. Er faßt den Entschluß, keine alte und häßliche mehr zu nehmen; wenn sie alle ihre Fehler haben, so will er sich wenigstens das Vergnügen machen, ein angenehmes Gesicht im Hause zu haben.

Seine Wahl fällt auf Jungfer Marie, eine recht hübsche, lebhafte, gewandte Person von sechsundzwanzig Jahren, die in allen Zweigen des Hauswesens wohl bewandert ist.

Jungfer Marie, die gar nicht dumm ist, weiß sich sehr bald bei ihrem Herrn in Gunst zu setzen. In der ersten Zeit schmeichelt sie ihm und ist ungemein freundlich und zuvorkommend. Sie ist auch keine Zierpuppe, sie gibt sich gar nicht das Ansehen eines Rosenmädchens; sie läßt gern mit sich scherzen, sie wird nicht böse, wenn man sie in den Arm kneift, sie nimmt eine solche Liebkosung vielmehr recht freundlich auf, und mit einer so muntern Haushälterin wäre es einem Herrn sehr schwer geworden, ernsthaft zu bleiben.

Als Jungfer Marie den bereits sechzigjährigen Theophilus berückt hat, fängt sie an ihre Herrschaft im Hause zu gründen. Sie steht später auf, trägt das Diner auf, wann es ihr gefällt, läßt sich von ihrem Herrn ins Theater

führen, nimmt einen Zimmerputzer an, um sich nicht mehr beim Glänzen des Fußbodens abzumühen; kurz, sie macht sich weit mehr mit ihrer Toilette als mit ihrer Arbeit zu thun.

Wenn Theophilus ein gebratenes Huhn essen will, kocht sie Rindfleisch; wenn er sich eine Bemerkung erlaubt, antwortet sie:

»Rindfleisch ist wohlfeiler, man hat für zwei Tage Suppe.«

»Das ist wahr, aber ich esse nicht gern Rindfleisch.«

»Sie werden sich schon daran gewöhnen ... ich bringe Ihnen Senf dazu, wenn Sie artig sind.«

Wenn Theophilus Krebssuppe verlangt, bringt ihm Jungfer Marie eine Brotsuppe.

»Ich hatte Krebssuppe bestellt« murrt der alte Witwer.

»Ja, das ist wahr; aber es ist so langweilig, Suppe aus Krebsen zu machen ... Brotsuppe ist auch besser für den Magen.«

Theophilus war gewohnt, nach dem Diner eine Tasse Kaffeh mit Cognac zu nehmen. Jungfer Marie hält es für angemessen, den Kaffee abzuschaffen, und als ihr Herr ihn verlangt, antwortet sie ganz gelassen:

»Es ist kein Kaffeh da.«

»Wie, es ist kein Kaffeh da? Du hättest dafür sorgen müssen. Du weißt ja, daß ich täglich Kaffeh nehme.«

»Ja, aber ich habe keinen gemacht; Sie müssen sich den Kaffeh abgewöhnen.«

»Was fällt Dir ein, Marie? Du weißt ja, daß ich sehr gern Kaffeh trinke.«

»Ja wohl, aber Sie sollen keinen Kaffeh mehr haben; er ist Ihnen nicht gesund . . . Sie schlafen nicht gut darauf.«

»Das ist nicht wahr! Ich schlafe die ganze Nacht wie ein Murmelthier.«

»Ich sage Ihnen, daß Sie keinen Kaffeh mehr bekommen. Dabei bleibt es!«

Theophilus findet, daß seine Haushälterin nicht mehr so zuvorkommend und gefällig ist, wie anfangs; aber er getraut sich nicht, darüber Klage zu führen. Er will ausgehen, aber Jungfer Marie hat seine Stiefel nicht geputzt und sie sagt:

»Sie können heute zu Hause bleiben, Sie sind gestern ausgegangen, das ist genug für zwei Tage.«

»Aber die frische Luft ist mir sehr zuträglich . . .«

»Stellen Sie sich ans offene Fenster.«

»Das ist nicht genug, ich muß Bewegung machen.«

»So gehen Sie im Zimmer auf und ab.«

»Marie, wenn ich etwas wünsche, solltest Du doch . . .«

»Und wann ich etwas wünsche, wird mir's abgeschlagen! . . . Sie sind heute gar nicht artig.«

»Ich habe Geschäfte . . .«

»Was für Geschäfte? . . . Sie machen keine Geschäfte.«

»Ich habe einen Besuch zu machen.«

»Bei wem?«

»Bei meinem Freunde Badinet.«

»Ach gehen Sie mit Ihrem Freunde Badinet! . . . der Herr gefällt mir gar nicht; er macht immer ein spöttisches Gesicht, wenn er mich ansieht . . . und er grüßt mich nicht, behält den Hut auf dem Kopfe, wenn er kommt . . . O pfui, man sieht es ihm an, daß er nicht nobel ist.«

Theophilus bleibt zu Hause, um Ruhe zu haben und um nicht mit kothigen Stiefeln ausgehen zu müssen.

Einige Tage nachher hat Theophilus die Erlaubniß, einen Spaziergang zu machen. Er geht zu seinem Freunde Badinet.

»Du scheinst deine Freiheit zu benutzen,« sagt Badinet. »Du gehst wohl sehr viel aus?«

»Nein, ich bin fast immer zu Hause . . . Warum diese Frage?«

»Weil ich einigemale nach Dir gefragt habe, ohne Dich zu Hause zu treffen.«

»Du hast nach mir gefragt . . . seit kurzem?«

»Noch gestern.«

»Du wolltest mich gestern besuchen? . . . Ich bin den ganzen Tag nicht ausgegangen.«

»Dann wird deine Haushälterin meine Besuche nicht gern sehen; denn sie sagte zu mir: Herr Tamponnet ist nicht zu Hause, und wird den ganzen Tag ausbleiben; dann schlug sie mir die Thür vor der Nase zu. Ich gestehe Dir, lieber Theophilus, daß ich diese Art, deine Freunde zu empfangen, sehr unanständig gefunden habe.«

»Ist es möglich! . . . Marie hat es gewagt! Ich kann es kaum glauben . . .«

»Freund, deine Haushälterin scheint zu regieren.«

»Nein, das ist nicht wahr; ich bin Herr im Hause, ich thue was ich will . . . wenn sie mir kein Hinderniß in den Weg legt; aber sie hat manche Annehmlichkeiten . . . Siehst Du denn deiner Jeannette nicht vieles nach?«

»Meiner Haushälterin! . . . Ich schaue nicht in die Kochtöpfe, sie kann in der Küche thun was sie will. Ich erlaube ihr zuweilen auszugehen und Sonntags zu tanzen, wenn es ihr Vergnügen macht.«

»O, Marie geht nicht zum Tanz! . . . das würde ich nicht zugeben.«

»Was liegt denn daran? die Mädchen müssen doch ihr Vergnügen haben. Aber diese Zugeständnisse gewähren mir den Vortheil, daß ich gut bedient werde und jederzeit pünktlichen Gehorsam finde.«

Theophilus schweigt und seufzt. Badinet fährt fort:

»Nächsten Donnerstag werden einige gute Freunde bei mir speisen; ich hoffe, Du wirst mit von der Partie seyn, deine Haushälterin mag nun damit einverstanden seyn, oder nicht. Wir scherzen, singen, trinken und erinnern uns unserer Jugend . . . Wirst Du kommen, Alter?«

»Mit Vergnügen; ich freue mich schon im voraus auf den vergnügten Abend.«

»Schlag fünf Uhr.«

»Gut, ich komme.«

»Deine Hand darauf, alter Freund! . . . Ich habe dein Wort.«

Theophilus schlägt ein; Badinet drückt ihm mit Wärme die Hand und wiederholt:

»Donnerstag um fünf Uhr!«

»O! ich bleibe gewiß nicht aus.«

»Lieber früher als später.«

Es war Montag, und Theophilus sagt zu sich, als er sich nach Hause begibt:

»Marie soll nicht im voraus wissen, daß ich am Donnerstage außer dem Hause speise: die Bemerkungen und Gegenvorstellungen und Einwendungen würden kein Ende nehmen. Ich werde es ihr am Donnerstage Früh sagen; sie soll sich nur ruhig verhalten, ich werde ihr sonst zeigen, daß ich Herr im Hause bin . . . Sie fängt seit einiger Zeit an sich in Dinge zu mischen, die sie nicht kümmern.«

Inzwischen sucht Theophilus Alles zu vermeiden, was seiner Haushälterin die Laune verderben könnte; bis zum Donnerstage, wo er als Herr auftreten will, ist er ungemein fügsam und läßt sich lenken wie ein Kind.

Der ersehnte Tag kommt; nach dem Frühstück zieht Theophilus ein seidenes Tuch, das er heimlich gekauft, aus der Tasche und reicht es seiner Haushälterin mit den Worten:

»Hier, Marie, ist ein seidenes Tuch, das mir gefallen hat. Ich habe es für Dich gekauft. Kleine Geschenke machen große Flüsse . . . Nein, ich wollte sagen: kleine Bäche machen gute Freunde . . . Nein, das ist auch nicht recht . . . Nun, es ist Alles Eins . . . Bist Du zufrieden?«

»Ja, Herr Tamponnet, ich danke Ihnen. Das Tuch ist sehr schön. Ich will es als Halstuch tragen; und um Ihnen heute bei Tische ebenfalls eine Freude zu machen,

will ich Ihnen Pflaumenkuchen backen . . . Ich esse ihn sehr gern.«

Theophilus streicht sich das Kinn, räuspert sich und stammelt:

»Pflaumenkuchen . . . Du willst heute Pflaumenkuchen backen? warum denn?«

»Warum! um Sie zu tractiren . . . Sie hören ja, daß ich ihn gern esse.«

»Nun, das ist etwas anderes; Du kannst Dir Pflaumenkuchen backen so viel Du willst . . . Halt! mir fällt etwas ein. Es ist heute Donnerstag, nicht wahr?«

»Ja, Herr Tamponnet.«

»Ich hätte es vergessen, wenn mich der Kuchen nicht daran erinnert hätte.«

»Was liegt Ihnen denn daran, ob es Donnerstag ist oder nicht?«

»Ich erinnere mich, daß ich heute nicht zu Hause esse . . . ich hatte gar nicht daran gedacht.«

Jungfer Marie macht ein finsteres Gesicht, wirft einen stechenden Blick auf ihren Herrn und erwiedert:

»Sie speisen heute außer dem Hause? . . . Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?«

»Ich dachte nicht mehr daran . . . Der Pflaumenkuchen hat mich erst an das Diner erinnert . . .«

»Bei wem speisen Sie denn?«

»Bei . . . bei Badinet . . .«

»So, bei Herrn Badinet? . . . ich hätte mir's denken können . . .«

»Badinet hat einige alte Freunde eingeladen . . .

lauter Männer. Es kommen gar keine Frauenzimmer, das kann ich schwören . . .«

»Es ist mir sehr gleichgiltig, ob Frauenzimmer da sind oder nicht . . . Sie werden ohnedies nicht bei Herrn Badinet speisen.«

»Wie! ich werde nicht bei ihm speisen! Warum denn nicht, Marie?«

»Weil ich's nicht will . . . weil es keine Manier ist, erst einige Stunden vor dem Diner zu sagen: »Ich speise heute nicht zu Hause.« Man sagt das einige Tage vorher . . . und dann überlegt man, was zu thun ist. Aber der gnädige Herr hält hinter dem Berge und treibt Geheimnißkrämerei . . . ich weiß recht gut, daß es längst abgekartet war . . . Aber Sie sollen nicht bei Ihrem Badinet speisen . . . bei dem ungeschliffenen Menschen, den ich nicht ausstehen kann. Ich will es nicht, und das ist genug.«

Theophilus fährt auf und erwiedert mit einer Entschiedenheit, welche die Jungfer Marie gar nicht an ihm gewohnt war:

»Und ich sage Dir, daß ich bei Badinet speisen werde; ich habe es ihm versprochen, und ich halte mein Wort . . . Ueberdies gefällt es mir, außer dem Hause zu speisen; ich bin nicht Willens, Dich um Erlaubniß zu bitten . . . Du mißbrauchst meine Güte, Marie, aber am Ende verliere ich die Geduld . . .«

»So! ich mißbrauche Ihre Güte, und Sie verlieren die Geduld! . . . das heißt, ich bin zu gut, zu gefällig gegen Sie; Ihr Badinet hetzt Sie gegen mich auf. Aber ich will ihm nicht rathen, sich noch einmal hier

blicken zu lassen, ich werfe ihm eine Suppenschüssel an den Kopf.«

»Marie, sprich nicht solche Albernheiten . . .«

»Aha! jetzt merke ich es: um außer dem Hause zu speisen, um herumzuschwärmen, wollten Sie mich mit dem lumpigen seidenen Tuche kirre machen. Aber ich mag es nicht, Sie können es behalten . . . Sehen Sie, so viel liegt mir daran.«

Marie ballt das seidene Tuch zusammen und wirft es ihrem Herrn ins Gesicht; dann verläßt sie das Zimmer und schlägt die Thür zu, daß die Fenster klirren.

»Welch ein Tollkopf!« sagte Theophilus, indem er ihr furchtsam nachschaute. »Aber ich habe gezeigt, daß ich Herr in meinem Hause bin; sie war darauf nicht gefaßt, es wird ihr für die Zukunft eine Warnung seyn . . . ihr Zorn wird verrauchen und sie wird sich nicht mehr erlauben, gegen meinen Willen zu handeln.«

Der Tag vergeht. Jungfer Marie ist in ihrem Zimmer oder in der Küche; Theophilus bleibt in seinem Cabinet. Als die Stunde der Tafel heranrückt, denkt er an seine Toilette; aber da er einen stürmischen Auftritt fürchtet, so läßt er seine Haushälterin in Ruhe, und holt selbst seine Kleider und Wäsche zusammen. Endlich ist er fertig, es ist dreiviertel auf fünf, und Theophilus denkt: »Jetzt ist's Zeit, ich werde gerade recht kommen.« Er geht in das Speisezimmer, nimmt seinen Hut vom Nagel und will ihn ein Bischen glatt bürsten, aber die Bürste ist nicht an ihrem Platz; er sucht sie vergebens und geht endlich in die Küche, um seine Haushälterin zu fragen.

Die Küche ist leer; Theophilus wirft einen Blick in Mariens Kammer, aber es ist auch Niemand da.

»Sie ist aus Aerger fortgegangen,« denkt Theophilus, und wischt den Hut mit dem Schnupftuche ab. »Sie wollte mich wahrscheinlich nicht fortgehen sehen . . . Nun, es ist mir recht lieb, es wird dadurch jeder Wortwechsel vermieden . . . Aber ich will mich beeilen, aus dem Hause zu kommen, ehe sie wieder da ist.«

Theophilus eilt an die Eingangsthür; er zieht den Riegel zurück, und die Thür geht nicht auf. Er bemerkt nun, daß die Thür verschlossen ist.

»Aha! sie hat beim Fortgehen vergessen, daß ich zu Hause bin . . . Glücklicherweise sind zwei Schlüssel da, sonst wäre ich in einer schönen Verlegenheit; dann wäre ich ein Gefangener in meiner eigenen Wohnung.«

Er eilt in das Eßzimmer zurück, um den zweiten Schlüssel aus dem Schranke zu holen; aber er sucht ihn vergebens, Marie hat den Schlüssel mitgenommen. Der beklagenswerthe Gast Badinet's erräth nun die Wahrheit; er sinkt auf einen Sessel und jammert:

»Sie hat den zweiten Schlüssel genommen . . . sie hat mich eingesperrt, absichtlich eingesperrt . . . Ich soll nicht ausgehen, ich soll nicht bei Badinet speisen . . . Das ist zu arg! das ist schändlich, abscheulich! . . . das hat man davon, wenn man gegen Dienstleute gut und nachsichtig ist.«

Anfangs hofft Theophilus noch, Marie habe ihm nur einen Schabernack spielen wollen, und werde ihn bald aus seiner Haft befreien. Aber es schlägt fünf, sechs, sieben.

Endlich zieht Theophilus seinen Bratenrock aus, und entschließt sich, seinen Hunger mit kaltem Rindfleisch und eingesottenem Obst zu stillen. Er denkt dabei an Badinet und seine Freunde, die ohne ihn schmausen.

Aber dieses Mal hatte Jungfer Marie das Ziel überschritten, statt es zu erreichen. Am andern Morgen steht Theophilus zeitig auf, kleidet sich an und geht fort, indem er zu der Haushälterin in einem Tone sagt, den sie noch nicht von ihm gehört hatte:

»Dein Geld liegt auf dem Tische. Schnüre dein Bündel und beeile Dich, daß Du fortkommst, sonst werde ich den Commissär holen lassen, um Dich fortzuschaffen.«

Jungfer Marie will Einwendungen machen, aber dieses Mal findet sie kein Gehör; ihr Herr entfernt sich und schlägt ihr die Thür vor der Nase zu.

XXI.

Der grausamste Tyrann.

Als Theophilus wieder nach Hause kommt und Marie nicht mehr findet, fühlt er sich von einer drückenden Last befreit; er wirft sich auf einen Sessel, schaut sich im Zimmer um, und betrachtet mit Wohlgefallen seine Meubles; er fühlt sich frei, er kann thun was ihm beliebt. Um sich davon zu überzeugen, stellt er mehre Sessel mitten ins Zimmer und sagt frohlockend:

»Jetzt sollen sie so stehen! kein Mensch soll sie wegnehmen und zu mir sagen: Lassen Sie doch die Sessel wo

sie standen . . . Ich will keine Haushälterin mehr! . . . Es sind Haustyranninnen, Betrügerinnen, die mir Wasser unter den Wein schütten und ihren Bekannten den reinen Wein zu trinken geben, die ihre Liebhaber mit Braten und Liqueur füttern; die eine Ente mit acht Francs und das Uebrige nach Verhältniß berechnen; die meine Meubles nur halb abwischen, in den Ecken die Spinnen hausen lassen, das Zimmer nur in der Mitte auskehren, Porzellan und Glas zerbrechen und mit unerhörter Frechheit sagen: »Ich habe es nicht angerührt;« — die mich bis sechs Uhr warten lassen, wenn ich um fünf Uhr speisen will; die meine Freunde an der Thür abweisen; die ihre Liebhaber, Vettern, Landsleute und alle Weibsleute der Nachbarschaft tractiren, wenn ich nicht zu Hause bin; die dreihundert Francs Lohn bekommen und am Jahresschlusse fünfhundert in die Sparcasse tragen; die sich von meinen Lieferanten Procente zahlen lassen und in der Nachbarschaft ausposaunen, sie wären in einer Baracke, wo sie wie Neger behandelt würden! Doch ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Untugenden dieser Geschöpfe aufzählen wollte . . . Nein, es bleibt dabei, ich nehme keine Haushälterin wieder! Ich bin durch Schaden klug geworden, und fürwahr, es ist Zeit! . . . Ich will mich nicht einsperren lassen, wenn mich ein Freund bei Tische erwartet. Ich will doch sehen, wer mich hindern wird, mein eigener Herr zu seyn und nach meinem Willen zu handeln . . . Ich will keine Haushaltung mehr führen und nicht mehr zu Hause speisen; warum sollte ich also diese große Wohnung behalten? Ich will mir ein kleines freundliches Logis miethen. Ich nehme einen Zimmerputzer an, der mich bedient; ich gewinne dabei in

Bezug auf Reinlichkeit und Ersparniß. Mein Entschluß steht fest, ich suche mir eine Wohnung.«

Theophilus macht sich auf den Weg, um eine Wohnung nach seinem Wunsche zu miethen; er will in einer angenehmen Gegend, an der Sonnenseite und nicht höher als im dritten Stocke wohnen. Endlich findet er zwei freundliche Zimmer am Boulevard Beaumarchais, in einem der neuen Häuser, welche diesen Stadttheil jetzt zu einer Zierde von Paris machen. Theophilus opfert einen vierteljährigen Miethzins, um von seiner neuen Wohnung sogleich Besitz zu nehmen, und als er eingezogen ist, glaubt er die ersehnte Ruhe gefunden zu haben.

Aber der Hausmeister hat geglaubt, die Bedienung des alten Herrn zu erhalten. Als der neue Hausbewohner seine Dienste ablehnt, wird der Cerberus grob und boshaft. Eines Morgens geht er zu Theophilus hinauf und läutet so heftig an, daß der Glockenzug schier zerreißt.

»Was wollen Sie?« fragt Theophilus, über die erzürnte Miene des Haustyrannen verwundert.

»Sie haben Teppiche aus dem Fenster ausgestaubt... der Hausherr leidet das nicht.«

»Ich staube meine Teppiche nicht selbst aus, dieses Geschäft hat mein Diener.«

»Sie oder Ihr Diener . . . das ist mir egal; kurz und gut, ich bin ganz mit Staub überschüttet worden.«

»Das weiß ich nicht; aber so viel weiß ich, daß man die Teppiche ausstauben muß, um die Wohnung aufzuräumen. Da es aber verboten ist, auf dem Boulevard etwas auszuschütten, so muß man die Teppiche aus einem Hoffenster ausstauben.«

»Das darf nicht seyn . . . man klopft die Teppiche in der Wohnung aus.«

»Das fehlte noch! Wer könnte eine solche Arbeit in der Wohnung dulden!«

»Ich rathe Ihnen, daß es nicht wieder geschieht!«

»Gehen Sie zum Teufel, und lassen Sie mich in Ruhe!«

Theophilus schlägt dem Hausmeister die Thür vor der Nase zu. Er glaubte, es werde bei diesem Wortwechsel sein Bewenden haben, aber er wußte nicht, wie man durch einen erbitterten Hausmeister gemartert werden kann.

Einige Tage nachher zieht der Hausmeister wieder ungestüm die Thürglocke.

»Was wollen Sie schon wieder?« fragt Theophilus.

»Sie stellen Blumentöpfe und allerlei Unrath in Ihre Fenster. Das gibt dem Hause ein schlechtes Ansehen, und beim Begießen schütten Sie Wasser aus. Die Partei im zweiten Stocke beklagt sich darüber.«

»Ich stelle sehr schöne Blumen und keinen Unrath in meine Fenster,« erwiederte Theophilus ernst verweisend. »Ich habe das Recht dazu, und die Polizei findet nichts dagegen einzuwenden, weil das Fenster mit einem eisernen Geländer versehen, und folglich für die Vorübergehenden gar keine Gefahr vorhanden ist. Daß die Nachbarn im zweiten Stocke behaupten, ich schütte Wasser aus, kann ich kaum glauben, denn ich begieße immer mit der größten Vorsicht; übrigens sagen Sie ihnen, daß ich Acht geben werde.«

»Mit dem Achtgeben ist's nicht abgethan; Sie müssen Ihre Blumentöpfe wegnehmen!«

»Ein abscheulicher Mensch!« sagte Theophilus zu sich, indem er die Thür zuschlug. »Das Ganze ist eine Lüge; es ist nicht möglich, daß ein Hausherr sich so lächerlich machen könnte, Blumentöpfe im Fenster nicht dulden zu wollen. Schöne Blumen sind eine Zierde für das Haus; wie könnten auch Blumen etwas verunstalten! . . . Aber ich sollte den groben Menschen gar nicht anhören; es ist am besten, daß ich mich gar nicht um ihn kümmere.«

Aber Theophilus bedachte nicht, daß es fast unmöglich ist, mit dem Hüter des Hauses nicht von Zeit zu Zeit in Berührung zu kommen.

Tags darauf kommt ein Freund zu ihm und sagt:

»Wenn ich Sie nicht am Fenster gesehen hätte, würde ich nicht herauf gekommen seyn, denn Ihr Hausmeister behauptete, Sie wären ausgegangen.«

»Er ist ein grober Mensch, der den Hausbewohnern nur zur Plage da ist.«

»Warum sind Sie gestern nicht in unsere Soirée gekommen? Wir haben Sie erwartet...«

»In Ihre Soirée? Ich weiß von keiner Soirée.«

»Aber ich schrieb Ihnen doch vor drei Tagen...«

»Ich haben keinen Brief erhalten.«

»Sie müssen ihn erhalten haben, ich habe ihn frankirt und selbst auf die Post gegeben.«

»Sollte der Hausmeister hier die Hand im Spiele haben? . . . Ich muß mir Gewißheit darüber zu verschaffen suchen.«

Theophilus geht hinunter, um den Haushüter zur Rede zu stellen.

»Sie müssen vor drei Tagen einen Brief für mich erhalten haben,« sagt er zu dem Cerberus.

»Ich habe nichts erhalten.«

»Dieser Herr hat ihn selbst auf die Post gegeben, das Schreiben kann unmöglich verloren gegangen seyn.«

»Ja, richtig... vor drei Tagen... Den Brief haben Sie erhalten.«

»Ich habe keinen Brief erhalten, sonst würde ich ihn nicht reclamiren.«

»Elisabeth, hast Du den Brief, der auf dem Ofen lag, vor drei Tagen nicht abgegeben?«

»Nein... Ich glaubte, Du würdest ihn hinauftragen. Der kleine Romuald spielte mit einem Papier, das war vielleicht...«

»Romuald, was hast Du mit dem Papier angefangen, das Du auf dem Ofen gefunden?«

Der siebenjährige Knabe holt aus einem Winkel des Stübchens ein ganz beschmutztes Papier und bringt es seinem Vater. Es ist der Brief an Theophilus. Dieser zerdrückt den Brief zornig in der Hand.

»Was!« ruft er dem Haustyrannen zu, »so gehen Sie mit den Briefen um, die für die Wohnparteien abgegeben werden! . . . Wissen Sie wohl, daß es sehr unangenehme Folgen haben könnte?«

»Wieso... Was kann ich dafür? Es ist ja kein Verbrechen, wenn ein Kind mit Papier spielt!«

»Lieber Freund,« sagte der Herr, der den Brief geschrieben hatte, zu Theophilus, »Sie haben einen sehr bösen Hausmeister.«

»Welch ein abscheulicher Pöbel,« murrt Theophilus, indem er wieder hinauf geht. »Meine Briefe zu behalten... Das ist zu arg!«

Einige Zeit nachher kommt Theophilus erst um halb ein Uhr Nachts aus dem Theater. Er läutet an der Hausthür, es wird nicht aufgemacht; er läutet noch einmal, Niemand rührt sich. Endlich klopft er und ruft. Der Pförtner antwortet ihm mit einer Stentorstimme:

»Es ist zwölf Uhr vorüber, ich mache nicht mehr auf . . .«

»Aber ich bin's... Tamponnet aus dem dritten Stocke ... Ich komme aus dem Theater ...«

»Es ist zwölf Uhr vorüber . . . ich bin im Bett, ich stehe nicht auf.«

»Aber ich kann doch nicht vor der Thür schlafen ...«

»Hätten vor Mitternacht kommen sollen, das ist die Hausordnung.«

»Machen Sie auf!«

Der Hausmeister antwortet nicht mehr, und Theophilus ruft und klopft und läutet vergebens. Plötzlich kommt ein Herr über den Boulevard und bleibt stehen. Es ist der alte Freund Badinet.

»Was treibst Du denn, Alter?«

»Ah! Du bist's, Badinet. Du siehst in mir einen unglückseligen Menschen . . . Es ist freilich nichts Neues, daß ich im Pech sitze . . . Ich kann nicht ins Haus... der Cerberus will nicht aufmachen, weil Mitternacht vorüber ist ... Er will, daß ich draußen schlafe.«

»Dein Hausmeister ist ein Esel. Geh mit mir und hole

die Wache, dann wird er schon aufmachen . . . wenn Du es nicht vorziehst, bei mir zu übernachten.«

»Das letzte ist mir lieber,« erwiedert Theophilus; »wenn ich die Wache holte, würden die Plackereien kein Ende nehmen . . . Aber in diesem Hause mag ich nicht länger bleiben, ich kündige morgen meine Wohnung auf . . . ich halte es nicht aus . . . Lieber Badinet, ich gestehe Dir aufrichtig, daß ich jetzt anfange, den Muth zu verlieren. Mit sechzig Jahren noch keine Ruhe zu finden, noch nicht sein eigener Herr zu seyn und zu thun, was man will... das ist fürwahr traurig!«

»Nicht doch! Man muß nie den Muth verlieren,« entgegnete Badinet. »Mit der Kopfhängerei macht man jedes Uebel nur noch schlimmer. Man muß den Fatalitäten des Lebens ins Gesicht lachen; denn die Ereignisse, die uns anfangs sehr unglücklich scheinen, zeigen uns am Ende immer eine gute Seite.«

»Ich möchte doch wissen, wo die gute Seite meiner jetzigen Situation ist... Ich stehe hier auf der Straße und kann nicht ins Haus...«

»Die gute Seite,« erwiederte Badinet, »stellt sich nicht sogleich heraus. Es thut mir leid, daß Du die Wache nicht holen willst... es wäre ein Spaß, dein Haus zu belagern und den schuftigen Cerberus zur Uebergabe zu zwingen.«

»Ich will lieber bei Dir übernachten... Dein Hausmeister läßt Dich doch ein?«

»O, ich möchte es ihm nicht rathen, mir den Einlaß zu verweigern . . . ich würde das ganze Haus aufwecken.«

»Es ist schon sehr spät; Du bist wohl auch im Theater gewesen?«

»Nein, lieber Freund, ich habe mit einigen Freunden meine Partie Trictrac gemacht; aber ich gehe nicht gern früh zu Bett, und komme nie vor Mitternacht nach Hause.«

»Da bist Du sehr glücklich... Dein Hausmeister ist also ein Phänomen?«

»Nein, aber der Herr ist ein vernünftiger Mann: er verlangt, daß sich der Pförtner höflich und gefällig gegen die Wohnparteien benehme, und er gibt den Letztern nie Unrecht, wenn sie einen Streit mit jenem haben. Die freundlichen Hausherren sind fast eben so selten wie die höflichen Hausmeister, aber mich dünkt doch, daß man eine anständige Behandlung zu erwarten berechtigt sey, wenn man den Miethzins pünktlich bezahlt... Gib mir den Arm, lieber Theophilus, wir wollen zu Bett gehen... Sey nur ruhig, ich bin Advocat gewesen, und morgen werde ich in deinem Namen eine Klage einreichen.«

»Wie! Du willst meinen Hausmeister belangen?«

»Er soll Dich nicht ungestraft auf der Straße gelassen haben... Lieber Freund, es wäre sehr dumm, gut zu seyn, wenn die Bösen nicht gestraft würden.«

XXII.

Das Haus ohne Pförtner. — Schluß.

Am Tage nach dieser verhängnißvollen Nacht erhielt der Hausmeister seine Vorladung; er wurde zu einer Geldstrafe verurtheilt, die er grollend bezahlte. Aber von nun an fand Theophilus, wenn er nach Hause kam, Unrath vor seiner Thür, und es dauerte zuweilen eine Stunde, bevor es ihm gelang, sie zu öffnen, weil man das Schlüsselloch mit Sägespänen, Kohlen oder andern Dingen verstopft hatte.

Der arme Theophilus konnte unmöglich länger im Hause bleiben, zumal da der Hausherr, dem diese Vorgänge nicht unbekannt seyn konnten, nicht für nothwendig hielt, seinen Diener zu entlassen. Theophilus kündigt daher die Wohnung auf. Badinet hat zu ihm gesagt: »Da Du mit Pförtnern so viel Unglück hast, so nimm eine Wohnung in einem Hause, wo kein Pförtner ist. Solche Häuser sind jetzt selten, sie haben auch manche Unannehmlichkeiten: man ist in einem solchen Hause nicht so sicher . . . Du mußt Dir die Sache überlegen.«

Theophilus, der die Hausmeister verabscheut, findet in der Rue-des-Tournelles eine passende Wohnung in einem alten Hause, das im Erdgeschoß einen langen dunklen Gang und keinen Pförtner hat. Der Eingang ist keineswegs an-

lockend; der Hausgang, der den ganzen Tag offen steht, ist für eine Person kaum breit genug. Am Ende dieses schmalen schmutzigen Ganges ist eine hölzerne Treppe, die noch an das alte Paris erinnert. Das Treppengeländer ist so dauerhaft und breit, daß man es nöthigenfalls als Stiege benutzen könnte. In jedem Stockwerke ist nur ein kleiner Vorplatz, wo kaum zwei Personen stehen können. Das Licht fällt nur durch ein schmales, mit Spinnengeweben bedecktes Fenster.

Theophilus läßt sich durch diesen düstern Aufgang nicht abschrecken, er sieht in diesem Hause nur Eins, daß es keinen Pförtner hat. Er miethet eine Wohnung im zweiten Stock; er opfert wieder einen vierteljährigen Miethzins, um sogleich einzuziehen.

Er sieht sich mit Wohlgefallen in seinem Zimmer um, als er sich eingerichtet hat, und wiederholt die schon so oft gesagten Worte: »Jetzt bin ich mein eigener Herr; ich kann thun und lassen, was mir beliebt: ich kann zu jeder Stunde nach Hause kommen, ich kann ganz ausbleiben, wenn mir's Vergnügen macht ... Kein Hausmeister! o welche Wonne... ich bin von nun an verschont von den gallsüchtigen Gesichtern, von denen man bei jedem Tritt und Schritt beobachtet und auf das schmählichste hintergangen wird... die den Wohnparteien allen möglichen Verdruß machen und ihre Briefe behalten, wenn man nicht täglich in den Geldbeutel greift ... Jetzt will ich mir's wohl seyn lassen: ich gehe jeden Abend ins Theater oder in Gesellschaft; kurz, ich will das Leben noch recht genießen.«

Die Freude des armen Theophilus ist nicht von langer Dauer. Als er Abends nach Hause kommt, öffnet er die

Thür mittelst einer sehr einfachen Vorrichtung, die allen Wohnparteien bekannt ist; aber er muß durch den langen stockfinstern Gang tappen, denn eine Beleuchtung gibt es in diesem Hause nicht. Theophilus, der nie großen Muth gehabt hat, fühlt einen gewissen Schauder, der wohl für Furcht gelten konnte. Er geht zwei Schritte vorwärts in dem finstern Gang, dann bleibt er stehen und lauscht, denn er glaubt von der Treppe her ein Geräusch gehört zu haben. Er hustet sehr laut, stampft mit dem Fuße und fängt an zu singen; aber er weiß nicht, ob er weiter gehen soll. Endlich entschließt er sich dazu, er denkt: »Ich bin einmal gezwungen gewesen, außer dem Hause zu übernachten, weil mein Hausmeister mich nicht einlassen wollte . . . aber jetzt kann ich unmöglich zu Badinet gehen und ihn um ein Nachtlager bitten, ich müßte ihm sagen: Ich bin nicht nach Hause gegangen, weil ich keinen Pförtner habe und nicht sehen kann. Er würde mich auslachen und mir antworten: Setze Dich wie ein Vogel auf einen Baum und rühre Dich nicht, sobald die Nacht anbricht . . . Nur Muth gefaßt . . . und vorwärts durch den dunklen Gang! . . . Wenn ich nur bewaffnet wäre! aber ich habe nicht einmal einen Stock . . . es ist meine Schuld, morgen nehme ich einen Stock.«

Theophilus nimmt einen Anlauf; in seiner Hast stößt er mit dem Kopf gegen die Mauer, aber er erreicht glücklich die Treppe; mit jedem Tritt vier Stufen zu ersteigen, ist kaum möglich, zümal für einen sechzigjährigen Mann, denn jede Stufe ist anderthalb Fuß hoch; er eilt die Treppe hinan, ohne sich zu erholen, schließt seine Thür auf und schlägt sie hastig wieder zu. Dann sinkt er erschöpft auf

einen Stuhl und athmet tief auf, als ob er einer großen Gefahr entgangen wäre.

Als er Licht angezündet hat, wird er ruhiger. »Es wäre eben nicht angenehm,« sagt er zu sich, »wenn ich mich jeden Abend so ängstigte . . . ich glaube, meine Gesundheit würde darunter leiden; eine Beule habe ich schon jetzt vor der Stirn. Aber ich habe ein sehr einfaches Mittel, dieser Angst in Zukunft vorzubeugen: ich will immer eine kleine Laterne und eine Schachtel mit Zündhölzchen bei mir tragen. Ehe ich in den dunklen Hausgang trete, zünde ich meine Laterne an . . . Wenn ich sehen kann, habe ich sehr viel Muth, nur in der Dunkelheit bekomme ich gar sonderbare Ideen . . . und stoße mit dem Kopfe gegen die Mauer.«

Theophilus, über dieses Beruhigungsmittel hocherfreut, begibt sich zufriedener zur Ruhe. Aber wenn das Gespenst der Furcht einmal in einer Wohnung erschienen ist, so ist es sehr schwer zu vertreiben. Theophilus schläft schlecht; er glaubt Geräusch auf der Treppe zu hören; dann scheinen ihm die Thüren zu zittern. Er sucht seine Furcht zu beschwichtigen und denkt: »Es ist der Wind . . . es kann nur der Wind seyn; es wäre sehr bedenklich, wenn Jemand auf der Treppe lauerte. Mitten in der Nacht könnten es nur Diebe seyn, die mit dem Kunstgriff an der Hausthür bekannt sind und unbemerkt in den dunklen Gang gekommen sind . . . Wenn meine Thür erbrochen würde . . . ich wüßte wahrlich nicht, wer mir zu Hilfe kommen sollte . . . Im ersten Stocke wohnt eine alte gichtbrüchige Dame mit ihrer tauben Haushälterin. Was könnte es nützen, diese Leute zu Hilfe zu rufen! Im zweiten wohne ich. Ueber mir

wohnt eine Familie, der Mann schlägt seine Frau, wie man mir gesagt hat . . . und die Frau hat ein seltsames Benehmen, wie man mir ebenfalls gesagt hat. Im vierten Stocke endlich sind mehre Zimmer, die angeblich von Arbeitern bewohnt werden. Ich habe die Leute noch nicht gesehen . . . Ich werde einen starken Riegel an meine Thür machen lassen.«

Theophilus schläft wieder ein, als der Tag anbricht. Aber am andern Morgen sagt ihm der Zimmerputzer, der ihn bedient:

»Sie haben sich in einer traurigen Straße eingemiethet, Herr Tamponnet; es ist Abends in dieser Gegend . . . sehr einsam. Ich habe zwei Personen gekannt, die hier in der Nähe bestohlen worden sind . . . Und ein Haus ohne Pförtner, das ist sehr gefährlich! Mir könnte man in diesem Hause eine Wohnung umsonst anbieten, ich würde sie nicht nehmen.«

Theophilus lacht über die Besorgnisse seines Zimmerputzers, doch diese Sorglosigkeit ist nur Schein, er ist in der größten Angst. Er läßt einen Schlosser kommen und zwei Riegel an seine Thür machen, so daß Niemand in seine Wohnung dringen kann, ohne zuvor die Thür zu zertrümmern. Gleichwohl schläft er in der folgenden Nacht nicht besser; er glaubt beständig ein dumpfes Getöse zu hören; er fürchtet jetzt, man werde durch den Schornstein kommen; er hat gehört, daß es zuweilen geschehen ist.

Eines Tages, als er seine Treppe hinabgeht, begegnen ihm zwei bärtige Blousenmänner. Theophilus begrüßt sie mit einer tiefen Verbeugung und drückt sich an die Mauer. Dann sagt er zu sich:

»Das sind vermuthlich meine Nachbarn von oben . . . sie sehen sehr bärbeißig aus. Es sind vielleicht ganz ehrliche Leute; man kann einen furchtbaren Bart tragen und doch ein ehrlicher Mensch seyn; aber ein wildes Aussehen gibt es immer.«

In einer Nacht hört Theophilus ganz deutlich ein Schreien und Jammern über seinem Kopfe; er denkt: »Das ist vermuthlich der Nachbar, der mit seiner Frau Krieg führt. Ob ich Ruhe gebieten soll? Nein; ich würde da, wie das Sprichwort sagt, zwischen Thür und Angel kommen . . . Es könnte mir auch gehen, wie dem »Arzt wider Willen« von Molière . . . Es bleibt immer eine unangenehme Nachbarschaft . . . Ach, mein Gott! will er seine Frau zum Fenster hinauswerfen? . . . Nein; hinausgeworfen hat man etwas, aber ein Frauenzimmer scheint es nicht zu seyn.«

Einige Tage später kommt der Zimmerputzer zu Theophilus und sagt mit ängstlicher Hast:

»Was habe ich Ihnen gesagt, Herr Tamponnet? Sie haben eine hübsche Nachbarschaft!«

»Was ist denn geschehen?«

»Wissen Sie denn nicht, was sich in dieser Nacht zugetragen hat?«

»Ich weiß gar nichts. Wie kann ich auch etwas wissen? Es ist halb zehn, ich bin noch nicht ausgegangen; ich habe keinen Menschen gesehen . . . Was ist denn in dieser Nacht geschehen?«

»Madame Profitant, eine alte Frau, die drei Häuser von Ihnen wohnt, hält aus Sparsamkeit keinen Dienst-

boten, obschon sie reich seyn soll . . . Denken Sie sich, man hat sie diesen Morgen todt gefunden . . . sammt ihrer Feuerkieke . . . nemlich verbrannt, ermordet von Räubern, die wahrscheinlich viel Geld mitgenommen haben . . . Man weiß es noch nicht; aber die Justiz nimmt Informationen, wie man zu sagen pflegt . . .«

»Ach, mein Gott! die arme Frau . . . der Mörder ist doch verhaftet?«

»Nein, das ist eben das Fatale, daß man ihn noch nicht hat . . . Aber es muß auf jeden Fall Jemand aus der Nachbarschaft seyn, der im Hause bekannt ist; denn man hat weder an den Thüren noch an den Möbeln eine Spur von Einbruch gefunden. Man hat indeß schon mehre Personen im Verdacht . . . unter Andern einen Kellner, der seit langer Zeit keinen Heller besitzt, allen Leuten schuldig ist und sich schon heute früh eine Cigarre um fünf Sous gekauft hat.«

»Das ist ja schrecklich . . . Ist denn kein Pförtner in dem Hause, wo die arme Frau wohnte?«

»O ja, es ist ein Pförtner da, der nichts gesehen hat. Dadurch wird das Verbrechen noch erstaunlicher . . . O, wenn kein Pförtner im Hause wäre, so würden die Diebe Alles ausgeplündert haben.«

Theophilus ist sehr unruhig, als er bedenkt, daß ganz in seiner Nähe ein Mord begangen ist; er denkt, man könne wohl die Absicht haben, auch ihn zu bestehlen, da er gewiß für einen wohlhabenden Mann gehalten werde; er bereut, daß er immer gut gekleidet ausgeht, und sogleich verbietet er seinem Diener, seine Stiefel zu putzen und seine Kleider zu bürsten.

Er ging Abends nie ohne seine Blendlaterne und Zündhölzchen aus; er betrat den langen Gang zwar nie ohne Zagen, aber er stieß doch nicht mehr mit dem Kopfe gegen die Mauer.

Kaum vier Tage nachdem ihm sein Zimmerputzer die Mordgeschichte erzählt hatte, geht Theophilus, der das Bedürfniß fühlt sich zu zerstreuen, in ein Theater am Boulevard-du-Temple, und die Vorstellung ist erst gegen ein Uhr Nachts zu Ende. Er hat sich gut unterhalten, und die Zeit ist ihm sehr schnell verflossen; aber als er nach der Uhr sieht, bemerkt er zu seinem Schrecken, daß es schon so spät ist, und er fängt an zu laufen, um früher nach Hause zu kommen. »Ich weiß wohl,« denkt er, »daß ich keinen Streit mit einem Pförtner zu fürchten habe, und daß ich so lange ausbleiben kann, wie mir's gefällt; aber unbesonnen ist's doch. Auf dem Boulevard ist's noch lebhaft, aber die Rue-des-Tournelles ist sehr öde.«

Theophilus kommt endlich athemlos und erhitzt nach Hause. Er bleibt vor der Thür stehen und will seine Laterne anzünden; er sucht in allen Taschen; seine Laterne findet er, aber die Schachtel mit Zündhölzchen ist nicht da. Vergebens durchsucht und betastet er sich noch einmal, er hat die Zündhölzchen entweder vergessen oder mit dem Schnupftuche heraus gerissen . . . Genug, er kann seine Laterne nicht anzünden und muß sich in den dunklen Gang wagen.

Er öffnet die Hausthür, dann zaudert er; das Schicksal seiner Nachbarin fällt ihm ein. Er will indeß nicht auf der Straße übernachten, denn er ist im Schweiß, die Aprilnacht ist kühl und er fühlt wohl, daß es ihm schaden würde. Der arme Theophilus faßt ein Herz, wo er keins hat; er

geht rasch durch den dunkeln Gang, erreicht die Treppe und steigt einige Stufen hinan . . . Plötzlich steht er still, er hat oben ein Geräusch gehört; er wartet, er lauscht . . . Alles still. Er hat indeß etwas gehört, das weiß er gewiß. Er steigt wieder einige Stufen hinauf und kommt in den ersten Stock; aber nun entsteht über seinem Kopfe ein sehr deutlich vernehmbarer Lärm: es kommt Jemand herunter, aber der Jemand steht still, als Theophilus nicht weiter geht. Der arme Witwer fühlt seine Kräfte schwinden; er lehnt sich an die Wand und stammelt: »Wer ist da?«

Keine Antwort; aber Theophilus hört ein leises Rauschen, als ob Jemand an der Wand heranschliche und er denkt: »Es ist ein Dieb, ein Meuchelmörder . . . vielleicht derselbe, der Madame Profitant umgebracht hat . . . Er erwartet mich vor meiner Thür, um mit mir in meine Wohnung zu dringen und mich dann todtzumachen . . . Welche entsetzliche Lage! Wenn ich hinauf gehe, bin ich ein Kind des Todes!«

Theophilus stammelt wieder: »Wer ist da? . . . Antwortet, oder ich schieße!«

Keine Antwort; nur das unerklärliche, dumpfe Geräusch dauert fort. Seine Kräfte verlassen ihn, er sinkt in die Knie und kauert regungslos in einem Winkel, bis der Tag anbricht.

Die ersten Morgenstrahlen dringen durch das trübe, schmutzige Fenster. Theophilus fühlt in allen Gliedern schreckliche Schmerzen, er weiß nicht ob er die Kraft haben wird, seine Stellung zu verlassen. Als es endlich vollkommen Tag geworden ist, schlägt er die Augen auf und be-

merkt acht Stufen über sich einen großen schwarzen Pudel, der auf der Treppe eingeschlafen ist.

»Es war ein Hund!« ruft Theophilus, indem er sich mit Mühe aufrichtet. »Es war ein Hund! . . . Ich wundere mich nicht, daß er nicht geantwortet hat, als ich sagte: Wer da? . . . Aber wem mag der Pudel gehören?«

»Mir!« antwortet eine Baßstimme und ein bärtiger Blousenmann kommt die Treppe herab und liebkost den Hund: »Türk, du alter Näscher! . . . Du Polisson hast deinem Herrn gestern das Nachtessen gestohlen . . . und darum hast Du draußen liegen müssen. Es ist dir recht geschehen. — Er wird Ihnen gewiß nichts zu Leide gethan haben, mein Herr,« setzte er, sich zu Theophilus wendend, hinzu, »denn er ist fromm wie ein Lamm.«

»O nein, er hat mir nichts gethan,« antwortete Theophilus, indem er sich mühsam die Treppe hinanschleppte.

»Guten Morgen, Herr Nachbar,« sagte der Blousenmann — »Türk, warte dem Herrn auf.«

»O, ich danke, geben Sie sich keine Mühe . . . ich will dem Hunde seine Künste gern erlassen.«

Theophilus begibt sich in seine Wohnung und sagt zu sich: »Der bärtige Mann gefällt mir sehr gut . . . Und ich habe auf der Treppe übernachtet, weil ich mich vor Räubern fürchtete! . . . Es scheint meine Bestimmung zu seyn, mein ganzes Leben hindurch Albernheiten zu begehen.«

Gegen Mittag kam der Zimmerputzer und sagte ganz kleinlaut:

»Herr Tamponnet, Sie wissen wahrscheinlich, daß man

den Mörder der Madame Prostitant ausfindig gemacht hat . . .«

»Nein, ich weiß nichts davon,« antwortete Theophilus, der sich sehr unwohl fühlte. »Du langweilst mich mit deinen Geschichten; Du bringst mir immer beunruhigende Nachrichten ... Laß mich in Ruhe, ich bin krank.«

»Denken Sie sich, Herr Tamponnet, der Mörder der Madame Prostitant ... ist ihre Feuerkieke! Es ist jetzt erwiesen, daß die arme Frau ihre Kleider verbrannt und so den Tod gefunden hat.«

»Der Teufel hole Dich mit deinen eingebildeten Verbrechen! Du hast mir mit deinen Raub- und Mordgeschichten einen Floh ins Ohr gesetzt ... und Du bist Schuld, daß ich jetzt ein schreckliches Fieber habe.«

Der arme Theophilus sagte die Wahrheit; denn wer sehr erhitzt gewesen ist, wird eine kalte Nacht nicht ohne üble Folgen auf einer Treppe zubringen.

Theophilus nimmt sich vor, seinen Zimmerputzer sogleich nach seiner Genesung zu entlassen; aber das Fieber wird immer heftiger und der herbeigerufene Arzt erklärt die Krankheit für eine Lungenentzündung.

Der Kranke läßt seinen Freund Badinet kommen. Dieser findet seinen Zustand bedenklich und will Amanda, die nunmehrige Madame Dupuis davon in Kenntniß setzen.

»Laß nur meine Tochter in Ruhe,« antwortet ihm Theophilus; »sie ist nicht in Paris; sie müßte vom Lande hereinkommen und sie würde zu spät kommen. Mein Sohn ist in Indien, er würde viel zu spät kommen.«

Badinet sucht seinen Freund über seinen Zustand zu

beruhigen; aber Abends fühlt der Kranke, daß ihn seine Kräfte verlassen. Er drückt seinem alten Freunde noch einmal die Hand und sagt zu ihm:

»Beklage mich nicht, Badinet; Du weißt ja, daß ich nicht unter einem glücklichen Sterne geboren bin ... Der liebe Gott ruft mich zu sich und ich bin froh; denn ich gehe an den einzigen Ort, wo man nicht mehr geplagt wird.«

Ende.



Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

